Jeder Bezieher und eine zum gleichen Haushalt gehörige mitversicherte Person sind bei der Deutscher Lloyd Lebensversicherungsbank A.-G. Leipzig C1, Markt Nr. 2, mit den in der Bekanntmachung im Textteil dieses Blattes angegebenen Leistungen versichert

Ostpreussische Sonntags Post

Einzelnummer 15 Rpf.

Verlag, Schriftleitung und Hauptgeschäftsstelle: Königsberg i. Pr., Theaterstr. 11/12, Fernr. 39470. Postscheckkonto: Königsberg i. Pr. 883. Für unverlangte Einsendungen keine Gewähr

Bezugspreis der Ausgabe B: d. Boten 65 Rpf. monatlich (einschl. Beförderungskosten), durch Post monatlich 65 Rpf. (einschließlich 8 Rpf. Postzeitungsgebühr), dazu 6 Rpf. Zustellgebühr. Wochenbezug im Stadtgebiet Königsberg 15 Rpf.

8. Jahrg. **Ausgabe A** Nr. 47
mit Versicherung
Königsberg Pr., den 24. November 1935

Anzeigenpreis: Die dreizehngespaltene mm-Zeile 5 Rpf. Die viergespaltene Textmm-Zeile 20 Rpf. Nachlaß-Staffel B. Grundschrift Nonpareille. Preisliste Nr. 2

Schluß der Anzeigen-Annahme Mittwoch. Für einen bestimmten Tag und Platz keine Gewähr. Erfüllungsort Königsberg i. Pr.

Vor zwanzig Jahren:

Der Stahlhelm löst die Pickelhaube ab

Von Franz Schauwecker

In den Herbsttagen des Jahres 1915 — vor 20 Jahren also — fanden die ersten praktischen Versuche mit Stahlhelmen auf deutschen Truppenübungsplätzen statt. Ein Anlaß des ernsten und dankbaren Gedenkens an unvergängliches Heldentum!

Ende Januar 1916 erschienen in der deutschen Kampftruppe vor Verdun die ersten Stahlhelme. Der Entwurf zu ihnen stammte von dem damaligen Hauptmann der Artillerie beim Stabe der Etappeninspektion II Friedrich Schwerd, der im Zivilberuf Professor an der Technischen Hochschule in Hannover war. Der im Jahre 1932 gestorbene Rüstmeister Marx hat nach den Angaben von Hauptmann Schwerd das erste Modell des Stahlhelms hergestellt, und zwar bei dem Berliner Hofgürtlermeister C. E. Juncker s.

Der Anlaß zur Herstellung eines Stahlhelms war die Feststellung der Tatsache, daß fast 80 Prozent aller Kopfverletzungen durch zum Teil ganz winzige Granatsplitter sowie auch durch Schrapnellkugeln herbeigeführt wurden. Hier konnte ein Helm aus widerstandsfähigem Stahl, als welcher sich am besten Chrom-Nickel-Stahl herausstellte, vollkommenen Schutz gewähren. Damit wurden also 80 von 100 Kopfverletzungen unmöglich gemacht. Gegen Ende des Jahres 1915 wurde die Einführung des Stahlhelms in der Armee beschlossen.

Dieser Stahlhelm des Weltkrieges hat in seiner Form eine große und alte Tradition aufzuweisen. Er zeigte eine große Verwandtschaft mit den mittelalterlichen Schallern, den handgeschmiedeten Reiterstahlhelmen des 15. Jahrhunderts. Die Form ist im Prinzip die gleiche. Und es ist seltsam zu sehen, wie hier in Form und Waffe die Beziehung zur früheren Zeit wieder aufgenommen wird. Uralte, fast vergessene Dinge tauchen aus den Wirbeln des großes Krieges wieder empor, wie z. B. die Handgranate, die im 17. und 18. Jahrhundert von den Grenadieren mit der Hand geworfen worden ist, nachdem im Russisch-Japanischen Kriege schon dieses Geschoß verwandt wurde.

Und plötzlich ist der mittelalterliche Stahlhelm wieder da. Er wirkte zuerst, bis man sich an ihn gewöhnt hatte, auch mittelalterlich. Aber dann wurde, als er plötzlich überall an der Front erschien, als ganze Kolonnen von ihm überwölbt auftauchten, die Gegenwärtigkeit dieser Schutzwaffe lebendig. Die Brücke von einst zu heut war hergestellt.

Und gleichzeitig war eine Verbindung zu dem deutschen Lederhelm der Vorkriegszeit, zur sogenannten Pickelhaube, da, denn in vielen Gefechten des Weltkriegs war schon die Helmspitze dieses Helms abgeschossen worden, und durch den alle Einzelheiten verdeckenden Stoffbezug hatte der Lederhelm eine gewisse Aehnlichkeit mit dem Stahlhelm erhalten. Das tritt namentlich in dem Linienverlauf des Nackenschutzes hervor.

Es gibt eigentümlich wirkende Aufnahmen aus dem Weltkriege, auf denen z. B. deutsche Kampftruppen in mittelalterlichen italienischen oder deutschen Städten erscheinen. Diese behelmten Soldatengestalten fügen sich in einem so erstaunlichen Maße stilvoll in die alte Umgebung ein, daß beim ersten Anblick die ungeheure Kluft der Jahrhunderte mit einem Schritt überwunden zu sein scheint.

Diese runden, matt schimmernden Stahlkuppeln schienen etwas von ehernem Klang des Donners in sich versammelt zu haben. Und die Gestalten, welche im Gefecht, im Sturm plötzlich aus den wüst zerschlagenen Landschaften der Materialschlacht hervorbrachen, hatten mit ihren Behelmungen etwas Urweltliches, etwas fast Zeitloses, über Vergangenheit und Gegenwart Hinausreichendes. Es lag etwas von Ewigkeit und Unvergänglichkeit in diesen lehmbekrusteten und helmüberkuppelten Männern, zwischen denen die ungeheuren Bäume der Granateinschläge pechschwarz hochwuchsen aus einer Erde, die, grau und braun, auch nicht die leiseste Spur von Grün mehr zeigte.

Die unaufhaltsame Wucht und der stählerne Trotz, der in der Stirnwölbung des Helmes lag, gab dem anstürmenden Kampfsoldaten ein unwiderstehliches Gepräge, das den feuerwehrartigen Kopfbedeckungen der Franzosen und den flachen Suppentellerhelmen den Engländern ermangelte. Dieser deutsche Stahlhelm besaß und besitzt in seiner Form etwas unerhört Kriegerisches, zugleich von Widerstand und Angriff Erfülltes. Es liegt ein unbeugsamer Zug und Unnachgiebigkeit in seiner runden und dennoch harten Form.

Es hat auch im großen Kriege schon vor diesem wahrhaft klassischen deutschen Stahlhelm von endgültiger Form andere deutsche Versuche eines Stahlhelms gegeben. Sie bildeten sich zuerst im Oktober 1915 in den deutschen Kampfgräben der Vogesen heraus. Dort trug zum Beispiel der Kriegsmaler Vollbehr einen höchst merkwürdigen Stahlhelm, den er vom Generalkommando zum Schutz bei seiner malerischen Arbeit in der vordersten Linie erhalten hatte. Das war ein ungefüges Ding, ein zackiger, der oberen Kopfform notdürftig angepaßter hohler Klumpen von Metall auf einer Samtgrundlage mit einem spitz ins Gesicht hereintretenden Nasenschutz. Von diesem völlig unorganischen Helm sind damals einige hundert Stück hergestellt und wohl auch von Vogesenkämpfern getragen worden. Sie waren unmöglich als Helm, außerdem viel zu schwer und sind sehr rasch wieder verschwunden. In einem Selbstporträt hat Professor Vollbehr die bizarre Form dieses ersten Stahlhelms des Weltkrieges festgehalten, und man kann sich eines leisen Lächelns nicht erwehren, wenn man dieses Bild betrachtet.

Nein, der heutige deutsche Stahlhelm, welcher auch der Stahlhelm des Weltkrieges gewesen ist, ist für den deutschen Soldaten notwendige und ihn kennzeichnende Form, ein Symbol deutschen Kriegertums. Dieser Helm hat zahllosen Männern im Kriege das Leben gerettet oder sie vor schweren Verwundungen bewahrt. Er erfüllt die künstlerische Forderung nach der Einheit von Sinn und Form in einem vollendeten Maße. Er ist ein zweckmäßiges Gebilde von höchster Schönheit des Kriegerischen. Denn im deutschen Raum hat immer der kämpferische Mensch jeder Art die Entscheidung in sich getragen und herbeigeführt, mag es sich nun um soldatische Vorgänge des Krieges oder um kulturelle Schöpfungen der Dichtung oder der Musik handeln, mag es nun um die Auseinandersetzung im religiösen Glauben oder um den politischen Willen gehen.

Unter diesem Helm sind fast zwei Millionen deutsche Soldaten gefallen und haben die große Ueberlieferung der Geschichte weitergereicht an die, welche nach ihnen kommen. Und mit diesem Helm ist jener Selbstbehauptungs- und Lebenswille der früheren Deutschen unter den herrschenden Gestalten des Mittelalters wieder aufgenommen worden. Das liegt bestimmend in der Form dieses stählernen Gebildes „zu Schutz und Trutze". Unter diesem Sinnbild der deutschen Wehrhaftigkeit und des deutschen Willens zur Nation marschieren heute die Soldaten des Deutschen Reiches, „die Waffenträger der Nation".

Kriegergrab in Ostpreußen

Aufnahme: Walter Raschdorff

013163

BIBLIOTEKA UNIWERSYTECKA W TORUNIU

Jenseits der Vogesen

Von
Samo

„Jede Reise nach Paris" — so stellt der bekannte Dichter und Präsident der Reichsschrifttumskammer Hanns Johst in seinem soeben erschienenen Buch „Maske und Gesicht" fest — „hat für einen Deutschen das Erregende, daß er in wenigen bequemen Stunden eine Strecke durchmißt, um die vier qualvolle Jahre lang gerungen wurde. Die Orte, die an sein Fenster vorübersausen, sind Orte des Leidens, des Entsetzens, des Triumphes, des Verzichts. Oft scheinen ihm die Bäume an den Flüssen Posten, die, in ihr Blattwerk wie in Mäntel gehüllt, hineinhorchen in die Stille des ländlichen Friedens, mißtrauisch und ohne Zuversicht. Er schaut auf die Hügelketten des Horizonts, und er schnuppert in einem versunkenen Instinkt erneut nach Westen, mit geschlossenen Augen ermessend, was wohl in der Luft läge. Aber dann sieht er sorglose Angelruten über stillen Gewässern, und, Hände in den Taschen, wacht ein Zivilist darüber. Er beginnt aufzuatmen... Da donnert der Zug an einem Regiment von Grabkreuzen vorbei, und das Auge senkt sich zu schmerzlichem Erinnern."

*

Wer je einmal wieder seit dem Weltkrieg die Straßen durchfuhr, die er einst in der endlosen feldgrauen Kolonne marschierte, der spürt etwas von jener bitteren Erinnerung, die der Dichter mit seinen Worten beschwört. Und wer sich einmal hineinversenkt in die Geschichte der deutsch-französischen Beziehungen, der empfindet ebenfalls, wie sie so oft geladen war mit Spannungen, und wie sie nicht zu unrecht dieser Tage von einer Pariser Monatsschrift, der „Tribune de France", als Chronik der verpaßten Gelegenheiten bezeichnet worden ist.

Gerade ein Tag wie der Totensonntag, den wir nunmehr begehen, ist ja wie wenige sonst geeignet, sich diesen Fragen zuzuwenden, denn auch die deutsch-französische Frage wird durch ihn beschattet, fielen doch die Vielen im Ringen der beiden Völker durch die Jahrhunderte hin. Wer einmal auf einem der riesigen Friedhöfe stand, die dort auf französischer Erde von deutschem und französischem Heldentum zeugen, wer gar einmal einen jener Totenäcker erlebte, auf denen sie nebeneinandergebettet sind, die Kämpfer des Weltkrieges, und wo nur die weißen Kreuze und Blumenhecken auf der einen Seite neben den schwarzen Holzkreuzen mit dem einfachen Grün des Grabschmucks auf der anderen Seite andeuten, daß hier „Feinde" liegen, der spürte, daß sie alle nicht gefallen sind, um einem neuen Ringen die Tore zu öffnen, sondern daß aus ihren Gräbern gebieterisch die Mahnung an die Lebenden klingt, Wege zu suchen, gemeinsame Aufgaben in gemeinsamer Achtung und gegenseitiger Ehrlichkeit zu klären.

Aber: Kann es überhaupt eine solche Klärung geben? Wir haben einst aus dem Munde unserer Pazifisten endlose Reden über die Dinge gehört, und wir haben dann so viele Enttäuschungen erlebt, daß der Glaube an eine Möglichkeit der deutsch-französischen Verständigung zunächst gering erscheint. Und dennoch möchten wir die Frage, die André Germain, ein mutiger junger Franzose, in seinem neuen Buch „Der Weg zur Verständigung" aufwirft, mit ihm bejahen: „Deutschland und Frankreich — ein ewiges Problem! Ein unlösbares Problem? — Jedenfalls ein Problem des guten Willens!"

Wenn in dieser Zeitung hier diese Frage bejaht wird, dann darf der Verfasser dabei für sich in Anspruch nehmen, die Dinge im doppelten Sinn durchlebt zu haben: Als Frontsoldat draußen, und als Rheinländer während der Besatzungszeit; als junger Infanterist in der Champagne und als Angeklagter vor den Militärpolizeigerichten der französischen Rheinarmee in der Nachkriegszeit.

*

Wie liegen denn die Dinge? Es ist ja so, daß in der Geschichte sich zwar selten die Menschen wiederholen, oft aber die Probleme, noch häufiger die besonderen Situationen. Wer in unsern Tagen beispielsweise die Linien der französischen Politik der Jahrhundertwende nachziehen will, der stößt dort etwa auf die gleichen Wendungen, die auch jetzt noch in manchen Kreisen Frankreichs gang und gäbe sind. Wenn damals etwa der französische Außenminister Delcassé als sein Ziel bekannte: „Ich will Deutschland einkreisen!" und wenn er dazu meinte „C'est la grande pensée du regne" (Das ist die große Idee der Regierung!), dann sind es eben die gleichen Gedankengänge, die Barthou, der Vorgänger Lavals, noch vor wenigen Monaten mit seiner Paktpolitik durchzuführen suchte. Der Mann, der von der Hand jener Verschwörer fiel, die gegenwärtig gerade in Frankreich abgeurteilt werden, ist typisch gewesen für eine ganz bestimmte Geisteshaltung seines Landes. Mit 30 Jahren schon Minister, mit 70 Jahren auch noch im Amt, Wagnerverehrer und Bewunderer deutscher Dichtung, Zeit seines Lebens durchaus ein Vertreter des Bürgertums, schloß er dennoch den Pakt mit der Sowjetunion, um Deutschland einzukreisen. Er verleugnete seine ganze innerpolitische Einstellung um dieses Zieles willen. Und er leugnete die damit verbundenen Gefahren, als man ihn durch die Fragestellung „Moskau oder Hitler?" darauf hinwies, mit den Worten: „Ni l'un ni l'autre!" (Weder das eine noch das andere!)

Dennoch hat es auch in Paris nie an Stimmen gefehlt, die der politischen Vernunft das Wort redeten. Wenn der Deutschenhasser Delcassé im Frühling 1905 zum Rücktritt gezwungen wurde, so geschah es unter dem Eindruck, daß seine Politik gegen Deutschland nicht den ungeteilten Beifall fand. Und wenn wenige Jahre vorher der begabte Außenminister Hanotaux, ein Schüler Gambettas, als Außenminister eines konservativen Pariser Kabinetts einen neuen politischen Draht mit Deutschland suchte und die französische Flotte sogar Kiel besuchte, so knüpfte diese Politik an die Bestrebungen an, die bereits Bismarck verfolgte, der bekanntlich nach dem Frankfurter Frieden eine Begegnung mit dem französischen Ministerpräsidenten Gambetta anstrebte, und auch die Wege geebnet hatte, den erbittertsten Feind aus der Kriegszeit, Gambetta in Berlin zu empfangen. Der Besuch ist damals unterblieben. Der Franzose sagte unter dem Druck des Parlaments ab. Eine große Chance der deutsch-französischen Aussprache war verpaßt.

Es hat auch nachher nicht an Versuchen gefehlt, den Draht zwischen Paris und Berlin wieder zu flicken. Den Absagen des Deutschenhassers Delcassé folgte beispielsweise jenes Abkommen über Kamerun, durch das Caillaux im Sommer 1911 die beiderseitigen Kolonialfragen zu bereinigen suchte. Er ist damals für dieses Abkommen viel angefeindet worden und wurde sogar verdächtigt, von Deutschland bestochen zu sein. Daß sein Weg jedoch richtig war, werden heute auch jene Kreise in Paris nicht mehr bestreiten wollen, die so gerne in die Geschichte flüchten.

Franz I., der abenteuerlustige König der Renaissance, schloß den Vertrag mit dem Sultan der Ungläubigen, Soliman. Poincaré, der Lothringer, der auf Demokratie hielt, schloß das Abkommen mit dem Zarenreich vor dem Weltkrieg. Und Barthou, der Bürgerliche, endlich schloß das Russenbündnis, jenes Abkommen zwischen Feuer und Wasser, dessen innerpolitische Rückwirkungen sich so schmerzlich bereits in Frankreich zeigen. Nur den Sprung über den Schatten, den Weg nach Berlin, wagte niemand. Man suchte ein Netz um Deutschland zu ziehen. Man stellte die ganze Pariser Politik darauf ab. Und übersah ganz, daß der natürliche Weg Frankreich zu einer Verständigung mit Deutschland führen müßte, weil beide Nachbarstaaten so viel gemeinsame Aufgaben und Möglichkeiten haben. Es liegt nahe, auf die beiden Kriege von 1870/71 und 1914/18 hinzuweisen, um die Unmöglichkeit einer solchen Lösung darzutun. Darf man demgegenüber aber auch einmal daran erinnern, daß Frankreich und England einen Ausgleich gefunden haben, obwohl Frankreich seine Selbständigkeit nicht nur gegen England einst hat erstreiten müssen, sondern Englands Weltherrschaft durch sieben Einzelkriege vor Waterloo begründet wurde, die Großbritannien in 64 von 126 Jahren (seit 1700) mit Frankreich führen mußte! Sollte da nicht auch eine Brücke zwischen Paris und Berlin zu finden sein?

*

Wir können ja in diesen Tagen wieder einmal feststellen, daß in der französischen Presse die Fragen des deutsch-französischen Verhältnisses neu diskutiert werden und so etwas wie eine neue „Entdeckung" Deutschlands eingesetzt hat. Die Gründe liegen auf der Hand. Sie sind durchaus tagesbedingt, und das erschwert die eigentliche Untersuchung, denn das Problem einer deutsch-französischen Verständigung ist nicht unter dem Gesichtspunkt der billigen Tagespolitik zu betrachten, sondern nur aus den fundamentalen Wesenszügen der beiderseitigen Völker heraus zu gestalten. Heute ist es — im Spiel der Tagespolitik — so, daß London das Bestreben hat, Deutschland wieder näher an die Genfer Atmosphäre heranzubringen. Paris seinerseits sucht aber immer noch nach neuen Möglichkeiten, sein Sicherheitssystem auszubauen. Denn es wird beherrscht von der jahrelang genährten Annahme eines deutschen Angriffs oder eines deutschen Friedensbruchs, und übersieht in seinem Starren auf eine angebliche „deutsche Dynamik", die sich nach Osten und Südosten auszudehnen trachte, daß mit der Saarfrage nach dem Wort des Führers die Grenzfragen bereinigt sind, also die geschichtlichen Konflikte sich ausgelebt haben, nachdem die deutsche Wehrfreiheit auch jenen Punkt des Versailler Diktats aufhob, der das deutsch-französische Verhältnis in besonders unerträglicher Weise belastete.

Der Führer hat wiederholt Frankreich die Hand hingestreckt, und auch der preußische Ministerpräsident Hermann Göring fand in seiner kürzlichen Rede in Saarbrücken nochmals Worte des Frontsoldaten über die Grenzen hin, die zeigen, wie das neue Deutschland nicht Expansionswünsche hat, sondern seine Kraft dem inneren Aufbau widmet. Das Echo Frankreichs auf diese deutschen Angebote ist ausgeblieben. Man weist nur gar zu gern in Paris darauf hin, was man alles bereits geleistet habe, und die Situation sieht oft jener ähnlich, wie sie einst am Rhein herrschte, wo man auch stets von französischem Entgegenkommen redete, um sich schließlich Schritt um Schritt die Zugeständnisse abringen zu lassen mit dem Ergebnis, daß sie dann nicht mehr als Friedenstat wirkten, sondern als das Abbröckeln eines bereits morschen Vertragssystems.

In dem schon eingangs erwähnten Artikel der „Tribune de France" wird darauf hingewiesen, daß all jene Zugeständnisse am Rhein keinen moralischen Gewinn für Frankreich gebracht hätten. Wer die Jahre am Rhein miterlebte, weiß, daß Paris sich eben damals alle Zugeständnisse nur unter dem Druck der Alliierten hat schwer abringen lassen und sie damit von vornherein selbst entwertete. So wie Frankreich in der Saarfrage die große Gelegenheit verpaßte, vor der Abstimmung — deren Ergebnis jedem Einsichtigen klar war — Deutschland die Hand zu einer großzügigen Regelung zu reichen (die übrigens einsichtige Franzosen, wie der Senator de Monzie, Jahre vorher schon vorschlugen), so hat es auch in seiner ganzen Rheinpolitik niemals die Chance ergriffen, durch eine wirkliche Friedenstat klare Bahnen zwischen Berlin und Paris zu schaffen, sondern sich mit den Friedensreden Briands begnügt, und weiterhin sich an ein Vertrags- und Paktsystem geklammert, über das die Zeit mit der Lebenskraft der Nationen hinwegschreiten mußte.

*

Gewiß soll nicht verkannt werden, daß einmal zwei französische Minister in Berlin waren. Es war unter der Kanzlerschaft Brünings, als der französische Außenminister Briand die Reichshauptstadt aufsuchte. In seiner Begleitung befand sich der Mann, der heute wieder, wie damals, als Ministerpräsident die Geschicke Frankreichs lenkt, Pierre Laval. Auch diese Begegnung führte aber nicht zu positiven Ergebnissen. Sie lag zu stark unter dem Eindruck der bereits beginnenden innerpolitischen Umwälzung in Deutschland einerseits und nicht minder stark unter den innerpolitischen Spannungen Frankreichs andererseits, als daß aus ihr Früchte hätten reifen können. Heute steht Frankreichs Ministerpräsident wieder an einem jener entscheidenden Punkte, die dem Staatsmann das Glück bescheren, die Zukunft seines Landes zu gestalten. Man rühmt dem Sohn aus der Auvergne in seiner Heimat nach, daß er ebenso zähe in seinem Wollen sei wie unbeirrt in seiner Intuition. Wir wissen auch, daß er einen Sinn für die Realitäten der Politik hat und sind überzeugt, daß Pierre Laval darum auch die Brüchigkeit der Rußlandpolitik erkennt, die nur erwachsen konnte aus dem Trugschluß, daß der deutsch-französische Gegensatz eine geschichtliche Gegebenheit sei und auch bleiben müsse. Es hat schon so viele Irrtümer in der Geschichte gegeben, die zu Grabe getragen werden mußten, und so manche, für die Völker verbluteten. Soll auch dieser historische Irrtum weiterhin das deutsch-französische Verhältnis belasten, oder liegt nicht die beste Sicherheit Frankreichs darin, die Verständigung mit dem Land zu finden, das mit dem inneren Wiedererstarken erneut bewiesen hat, welche reichen Kräfte des Geistes, der Seele, des Blutes und nicht minder des Friedenswillens in ihm lebendig sind?

Reichsbürger und Staatsangehörige

Die Ausführungsbestimmungen zu den Nürnberger Gesetzen

Der Deutsche Reichstag hat am 15. September auf dem „Reichsparteitag der Freiheit" die „Nürnberger Gesetze" beschlossen, das Flaggengesetz, das Reichsbürgergesetz und das Gesetz zum Schutz des deutschen Blutes und der deutschen Ehre. In dem Reichsbürgergesetz und dem Gesetz zum Schutz des deutschen Blutes und der deutschen Ehre war festgelegt, daß die zur Durchführung beider Gesetze erforderlichen Vorschriften noch erlassen werden sollten. Jetzt sind zu beiden Gesetzen die ersten Durchführungsverordnungen herausgekommen.

Das Reichsbürgergesetz hat den bereits im nationalsozialistischen Parteiprogramm festgelegten Grundsatz zum Gesetz erhoben, daß zwischen der Staatsangehörigkeit und dem Reichsbürgerrecht, dem Recht der Ausübung der vollen politischen Rechte, ein scharfer Trennungsstrich gezogen wird und das Reichsbürgerrecht nur den Staatsangehörigen deutschen oder artverwandten Blutes zukommt. Das Reichsbürgerrecht soll nach dem Reichsbürgergesetz durch Verleihung des Reichsbürgerbriefes erworben werden. Da es aber nicht möglich ist, jetzt mit einem Male für alle erwachsenen Deutschen den Reichsbürgerbrief auszustellen, bestimmt die Durführungsverordnung, daß bis zum Erlaß weiterer Vorschriften ein vorläufiges Reichsbürgerrecht eingeführt wird für alle Staatsangehörigen deutschen oder artverwandten Blutes, die beim Inkrafttreten des Reichsbürgergesetzes das Reichstagswahlrecht besessen haben. Das vorläufige Reichsbürgerrecht erhalten auch die sogenannten staatsangehörigen jüdischen Mischlinge. Das sind diejenigen, Staatsangehörigen, die von einem oder zwei der Rasse nach volljüdischen Großelternteilen abstammen. Ein Jude dagegen, also wer von mindestens drei der Rasse nach volljüdischen Großeltern abstammt, kann nicht Reichsbürger sein. Als Jude gilt auch ein Staatsangehöriger, der von zwei volljüdischen Großeltern abstammt, wenn er der jüdischen Religionsgemeinschaft angehört oder wenn er mit einem Juden verheiratet ist oder wenn er aus einer nach dem 15. September 1935 mit einem Juden geschlossenen Ehe stammt oder wenn er aus außerehelichem Verkehr mit einem Juden stammt und nach dem 31. Juli 1936 geboren wird.

Nur der Reichsbürger kann als Träger der vollen politischen Rechte das Stimmrecht in politischen Angelegenheiten ausüben und ein öffentliches Amt bekleiden. Infolgedessen treten auch diejenigen jüdischen Beamten in den Ruhestand, die bisher unter den Ausnahmevorschriften des Berufsbeamtengesetzes noch im öffentlichen Dienst tätig waren.

Durch diese Durchführungsverordnungen sind die Anforderungen festgelegt, die von Staats wegen an die Reinheit des Blutes gestellt werden. Außer dem Staat und der NSDAP. und ihrer Gliederungen darf keine Orgnisation über diese Anforderungen hinausgehende Zugehörigkeitsbestimmungen mehr haben, soweit nicht der Reichsminister des Innern im Einvernehmen mit dem Stellvertreter des Führers dies zuläßt.

Auf der in dieser Durchführungsverordnung zum Reichsbürgergesetz enthaltenen Festlegung der Begriffe „Jude" und „staatsangehöriger jüdischer Mischling" baut auch die Durchführungsverordnung zum Gesetz zum Schutz des deutschen Blutes und der deutschen Ehre auf. In diesem Gesetz waren folgende Bestimmungen enthalten:

Eheschließungen zwischen Juden und Staatsangehörigen deutschen oder artverwandten Blutes sind verboten. Außerehelicher Verkehr zwischen Juden und Staatsangehörigen deutschen oder artverwandten Blutes ist verboten. Juden dürfen weibliche Staatsangehörige deutschen oder artverwandten Blutes unter 45 Jahren nicht in ihrem Haushalt beschäftigen. Juden ist das Hissen der Reichs- und Nationalflagge und das Zeigen der Reichsfarben verboten; dagegen ist ihnen das Zeigen der jüdischen Farben gestattet.

Die Durchführungsverordnung legt nun fest, daß zu den verbotenen Eheschließungen auch die Ehen zwischen Juden und staatsangehörigen jüdischen Mischlingen mit nur einem volljüdischen Großelternteil gehören und daß die Eheschließung von Staatsangehörigen jüdischen Mischlingen mit zwei volljüdischen Großeltern mit Staatsangehörigen deutschen oder artverwandten Blutes oder mit staatsangehörigen jüdischen Mischlingen mit nur einem volljüdischen Großelternteil der Genehmigung des Reichsministers des Innern und des Stellvertreters des Führers oder der von ihnen bestimmten Stelle bedarf. Weiterhin soll eine Ehe nicht geschlossen werden zwischen zwei staatsangehörigen jüdischen Mischlingen, die beide einen volljüdischen Großelternteil haben.

Mit diesen Bestimmungen der Durchführungsverordnung und mit der Bestimmung des Gesetzes, daß Staatsangehörige deutschen oder artverwandten Blutes keine Juden heiraten dürfen, sind die Ehehindernisse wegen jüdischen Bluteinschlags erschöpfend geregelt. Eine Ehe soll ferner nicht geschlossen werden, wenn aus ihr eine die Reinerhaltung des deutschen Blutes gefährdende Nachkommenschaft zu erwarten ist; dies haben die Verlobten durch ein Ehetauglichkeitszeugnis nachzuweisen.

Zu der Bestimmung über deutsche Hausangestellte in jüdischen Haushalten legt die Durchführungsverordnung fest, daß ein Haushalt dann jüdisch ist, wenn ein jüdischer Mann Haushaltungsvorstand ist oder der Hausgemeinschaft angehört. Diejenigen deutschen weiblichen Hausangestellten, die beim Erlaß des Gesetzes in einem jüdischen Haushalt beschäftigt waren, können in diesem Haushalt in ihrem bisherigen Arbeitsverhältnis bleiben, wenn sie bis zum 31. Dezember 1935 das 35. Lebensjahr vollendet haben.

Wie Staatssekretär Stuckart vom Reichsministerium des Innern zu den Ausführungsbestimmungen gesagt hat, ist damit eine klare Scheidung zwischen Deutschtum und Judentum geschaffen. Die Reinerhaltung und Erneuerung des deutschen Blutes und seine Bewahrung vor weiteren Rasseschädigungen ist gesichert, und den Juden ist innerhalb der gesetzlichen Bestimmungen ihr eigenes Leben als blutsmäßige Gemeinschaft gewährleistet.

sche.

Von Tag zu Tag

	Sonnen- Aufgang	Sonnen- Untergang	Mond- Aufgang	Mond- Untergang	Gedenktage
Sonntag, 24. November ..	7^{24}	15^{25}	5^{45}	13^{59}	1914: Durchbruch deutscher Truppen unter General Litzmann durch russ. Umklammerung bei Brzeziny
Montag, 25. November ..	7^{26}	15^{24}	7^{01}	14^{26}	1877: England kauft den Hauptanteil der Suez-Kanal-Aktien
Dienstag, 26. November ..	7^{28}	15^{23}	8^{12}	15^{02}	1928: Admiral Scheer, der Sieger in der Skagerrak-Schlacht, gestorben
Mittwoch, 27. November	7^{29}	15^{22}	9^{16}	15^{56}	1701: Der Astronom Anders Celsius geboren
Donnerstag, 28. November ..	7^{31}	15^{21}	10^{05}	17^{03}	1914: Hindenburg zum Generalfeldmarschall ernannt
Freitag, 29. November ..	7^{33}	15^{20}	10^{41}	18^{22}	1780: Die österreichische Kaiserin Maria Theresia gestorben
Sonnabend, 30. November ..	7^{34}	15^{19}	11^{08}	19^{47}	1846: Der deutsche Volkswirtschafter Friedrich List gestorben

Die in der Tabelle angegebenen Zeiten für Sonne und Mond sind für Königsberg errechnet

Das Bronze-Schwein

Eine Schwäche und ständige Verlustquelle unserer Schweinehaltung ist die Anfälligkeit der Tiere für Krankheiten. Die Züchtung hat zwar in den Tieren immer bessere und nützlichere Formen und Eigenschaften entwickelt, aber die hochgezüchteten Tiere sind auch immer empfindlicher geworden. Mit der Empfindlichkeit sind die Schäden gewachsen. Minder edle Rassen und vor allem Wildschweine sind viel widerstandsfähiger gegen Krankheiten, werden zum Teil gar nicht von ihnen befallen. Die züchterische Aufgabe ist, durch Kreuzungen zu einem Schwein zu kommen, das die wirtschaftlichen Vorzüge des Hausschweines mit der Widerstandsfähigkeit des Wildschweines verbindet.

In den Tierzuchtbetrieben des Kaiser-Wilhelm-Institutes in Münchеberg hat man sich mit wechselndem, aber bislang nie voll befriedigendem Erfolge um die Zucht eines solchen Schweines bemüht. Nach zwölf Jahre langen Versuchen hat man nun eine Kreuzung erreicht, von der man annehmen kann, daß sie die gewünschten Vorzüge besitzt. Ein abschließendes Urteil zu geben, ist noch zu früh. Es braucht noch Jahre der Beobachtung und Erfahrung, ehe mit Gewißheit gesagt werden kann, ob das Zuchtziel erreicht ist. Es handelt sich um ein Schwein, das an Schnellwüchsigkeit und Fleisch- und Fettansatz dem heutigen Hausschwein gleicht, aber gegen Rotlauf, Milzbrand, Schweinepest oder andere Schweinekrankheiten wie das Wildschwein nicht oder kaum anfällig ist. Die Farbe des Tieres ist aber nicht weiß-rosig, wie wir sie heute von unseren Schweinen gewohnt sind, sondern bronzefarben. Damit hatte man von vornherein gerechnet, ja, man war sich klar darüber, ein dunkelfarbiges Schwein heranzüchten zu müssen, hatte sich doch erwiesen, daß dunkelhäutige Schweine, die man oft bei Würfen zwischen hellen Ferkeln findet, den Krankheiten viel weniger zugänglich waren als ihre hellen Geschwister.

Aus dem Inhalt:

Die Inseln, auf denen Amerikas Sicherheit ruht. — Torpedoflugzeuggeschwader sollen die Aleuten verteidigen.

Wer frißt am meisten? Die Hyänen! — Ein Blick in die Arche Noah an den Hufen.

Greift das Krokodil Menschen an? — Gefährliche Erlebnisse im tropischen Kamerun.

Sie sind tatsächlich jünger — wenn Sie sich jünger fühlen!

Die Zauberflöte. — Wie Fiete wieder auf den rechten Weg fand?

Wie heißt bei Euch der Marienkäfer? — In Königsberg entsteht das Preußische „Wörterbuch".

Das Grab im Grönlandeis. — Ein deutscher Forscher auf letzter Fahrt.

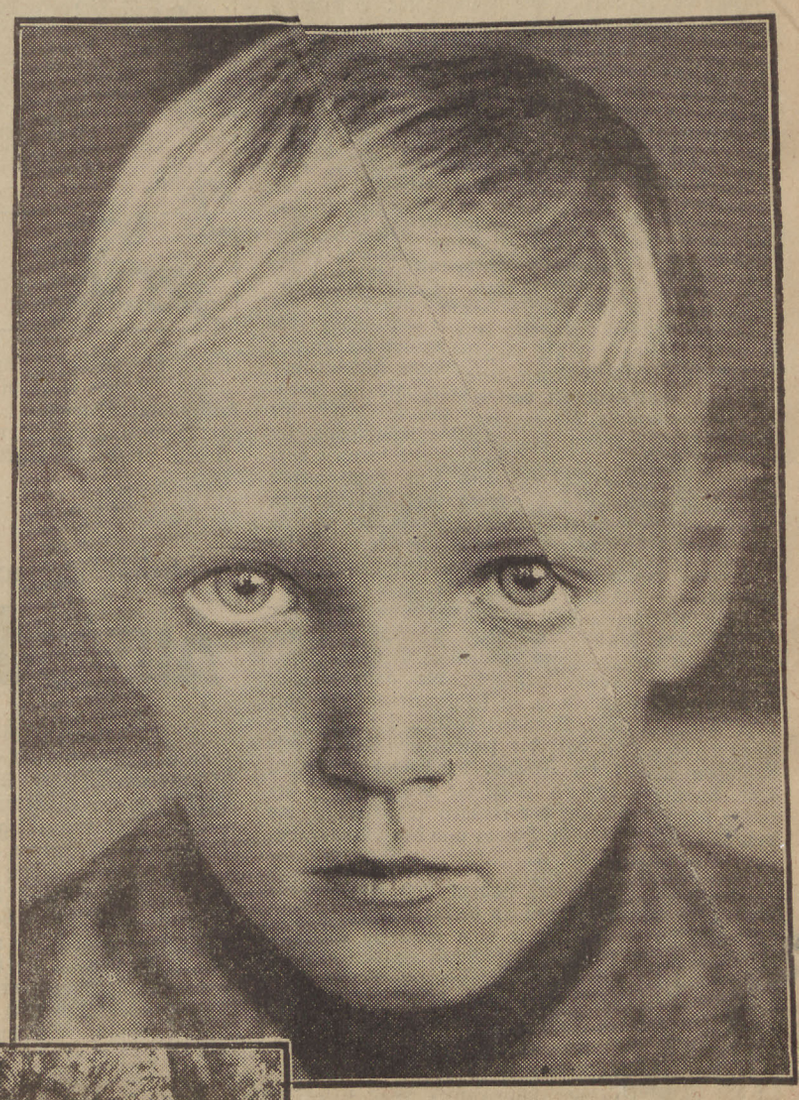
Die vorige Nummer

enthielt unter anderem:

Wanderer durch die Weltmeere. / Das ist Litauen! / In allen Sätteln gerecht. / Brücken in Afrikas Urwäldern. / Tiere, die sich selbst auffressen. / Gelenkrheumatismus und seine Folgen. / Die Tür im Hause lassen. / Sie wollen nach Buenos Aires?

Die Geschichte vom Konopka-Berg

Eine masurische Sage



Der Wirt Konopka aus dem Dorfe Ogonken, das eine halbe Meile östlich von Angerburg liegt, ging eines Abends bei hellem Mondschein aus dem Amte Angerburg, wo er tagüber Scharwerksdienste verrichtet hatte, einen Spaten in der Hand, nach Hause. Als er auf seinem Wege in die Nähe eines Berges kam, sah er, wie jemand auf einer Art Schlitten wiederholt den Berg aufwärts und abwärts fuhr. Er kam näher und wurde gewahr, daß auf dem Schlitten eine alte Frau saß und ein Mann den Schlitten schob. Verwundert fragte er den Fremden, was er hier mache. Der Mann antwortete: „Ich bin der Teufel. Weil ich einen dummen Streich begangen habe, bin ich verurteilt, hier das alte Weib bis zu seinem Tode bergauf und bergab zu fahren. Bergab geht's wohl, aber bergauf hab' ich's so schwer, daß mir der Schweiß von der Stirne rinnt. Doch vielleicht könntest du mir helfen! Heute höre ich bald auf zu fahren, weil der Hahn gleich krähen wird; aber künftigen Donnerstag kannst du hier um 11 Uhr abends eine tiefe Grube graben, und wenn ich dann mit der Alten den Berg herunterkomme, so werfe ich sie, wie zufällig, in das Loch, und du kommst und vergräbst sie. Tu das, ich will dir's lohnen!" — Konopka bekreuzte sich und meinte, mit dem Teufel wolle er nichts zu tun haben; doch schließlich ließ er sich bereden. Er grub die Grube, der Teufel warf die alte Frau hinein, und Konopka verscharrte sie. Und nun der Lohn. Der Teufel sagte: „Geld habe ich nicht, aber hör zu! Ich werde zu Angerburg im Schlosse spuken. Dann kommst du und sagst, daß du mich bannen kannst. Dafür verlang hundert Taler. Ich werde mich dann von dort fort nach Steinort ins Schloß begeben. Dort melde dich auch und verlang vom Grafen für die Bannung zweihundert Taler. Damit mußt du aber schon zufrieden sein und ja nicht weiter versuchen, mich zu vertreiben, wo ich auch sein sollte, sonst kann dir's schlecht gehen!"

Bald darauf hieß es: im Angerburger Schlosse haust der Teufel, man kann's da nicht mehr aushalten! Konopka meldete sich als Banner und erhielt, nachdem er den Teufel vertrieben hatte, hundert Taler. Der Teufel verließ aber das alte Schloß nicht durch die Tür, sondern stieß eine Ecke Wand aus und schlüpfte durch die so entstandene Oeffnung, und bis heute noch sieht man an einer Ecke des Schlosses eine abgerissene Mauer. Nach kurzer Zeit spukte es im Schlosse Steinort, und der dortige Graf wußte sich nicht zu raten, nicht zu helfen. Konopka meldete sich bei ihm als Teufelsbanner und erhielt, nachdem ihm die Bannung gelungen war, zweihundert Taler.

Mit dem gewonnenen Gelde verbesserte Konopka seine Wirtschaft und gedachte nun, ruhig zu leben. Das sollte aber nicht sein. Nach einem Jahre wurde überall bekanntgemacht: im Schlosse zu Berlin spuke der Teufel; es möge sich melden, wer ihn bannen könne. Konopka, eingedenk der Warnung des Teufels, blieb still. Doch der Graf von Steinort meldete nach Berlin, daß der Bauer Konopka aus Ogonken bei ihm den Teufel vertrieben habe. Sogleich wurde Konopka nach Berlin gefordert, und ob er sich auch sträubte, er mußte hin.

In Berlin wurde er sofort ins Schloß geführt und erhielt den Auftrag, den Teufel zu bannen. In größter Verzweiflung bat er um drei Tage Bedenkzeit, die ihm auch bewilligt wurden. Er überlegte, was zu tun sei, und das Herz voll Sorge, trieb er sich in den Straßen Berlins umher. Da fiel ihm am dritten Tage eine alte Frau in die Augen, die ganz so aussah wie das Weib, das der Teufel gefahren und er verscharrt hatte. „Die ist's, die kann mir helfen!" sagte er bei sich, ließ sich mit der Frau in ein Gespräch ein und fragte sie nach ihrem Namen und ihrer Wohnung.

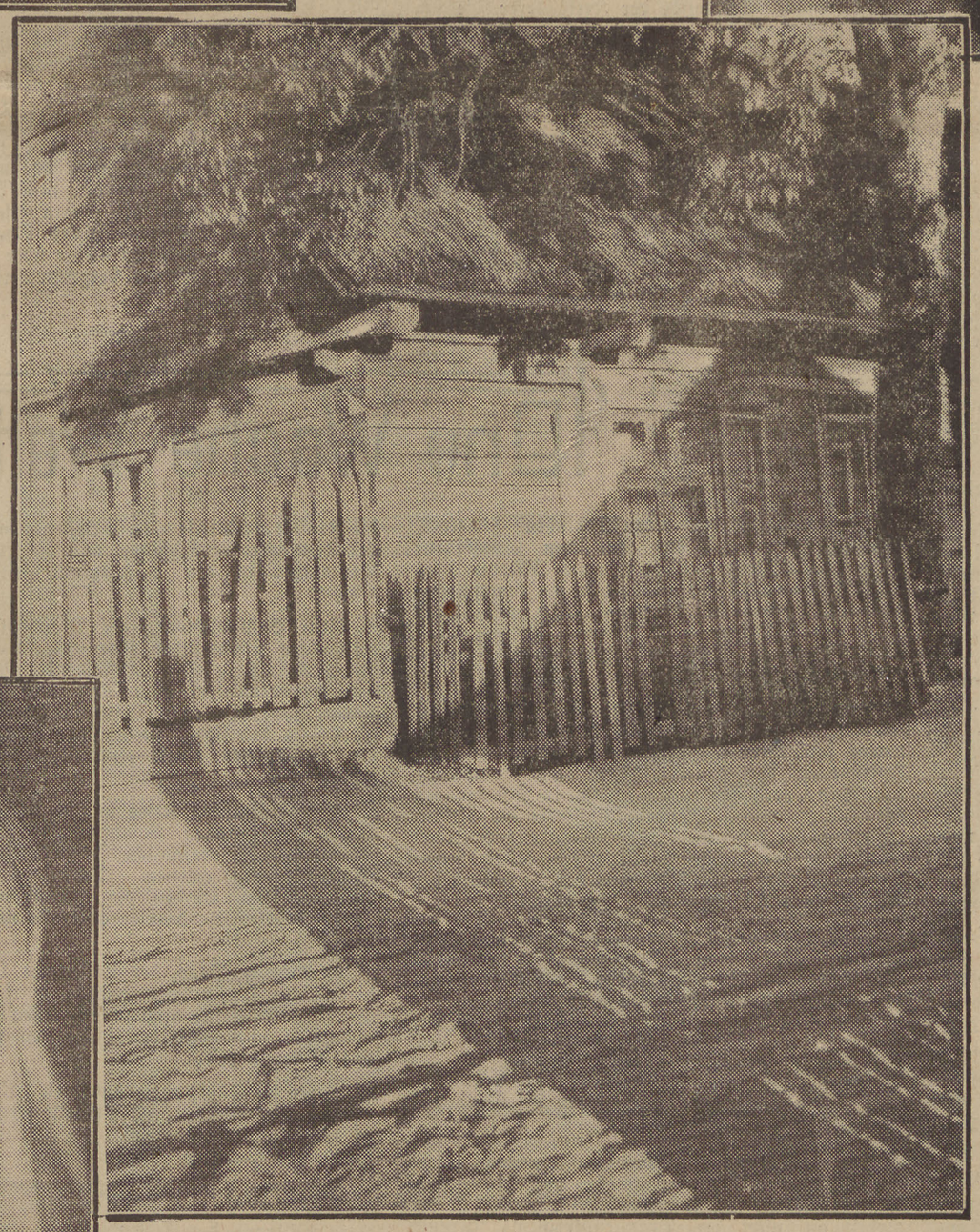
Getrosten Mutes ging er zum Schlosse und erklärte hier, daß er in der nächsten Nacht den Teufel vertreiben wolle, aber er brauche dabei die alte Frau, deren Namen und Wohnung er angab.

Die Frau wurde herbeigeholt. Konopka trank ihr fleißig zu, und die Mitternachtsstunde rückte heran. Als der Teufel sich polternd nahte, riß Konopka schnell die Tür au und rief ihm entgegen: „Da hast du dein Weib, ich habe sie nicht vergraben!" Der Teufel erschrak, fing an zu zittern und sprach: „Konopka, nimm sie zurück, ich werde auch von hier fortgehen und hier nie mehr spuken!" — „Mag es denn sein!" sagte Konopka, und der Teufel verschwand.

So hatte Konopka den Teufel aus dem Berliner Schlosse vertrieben. Er erhielt zum Lohne sein Grundstück als schuldfreies Eigentum, auch Abgaben brauchte er nicht zu zahlen. — Der Berg aber, an dem Konopka das alte Weib begraben hatte, wird seit jener Zeit der Konopka-Berg genannt.

*

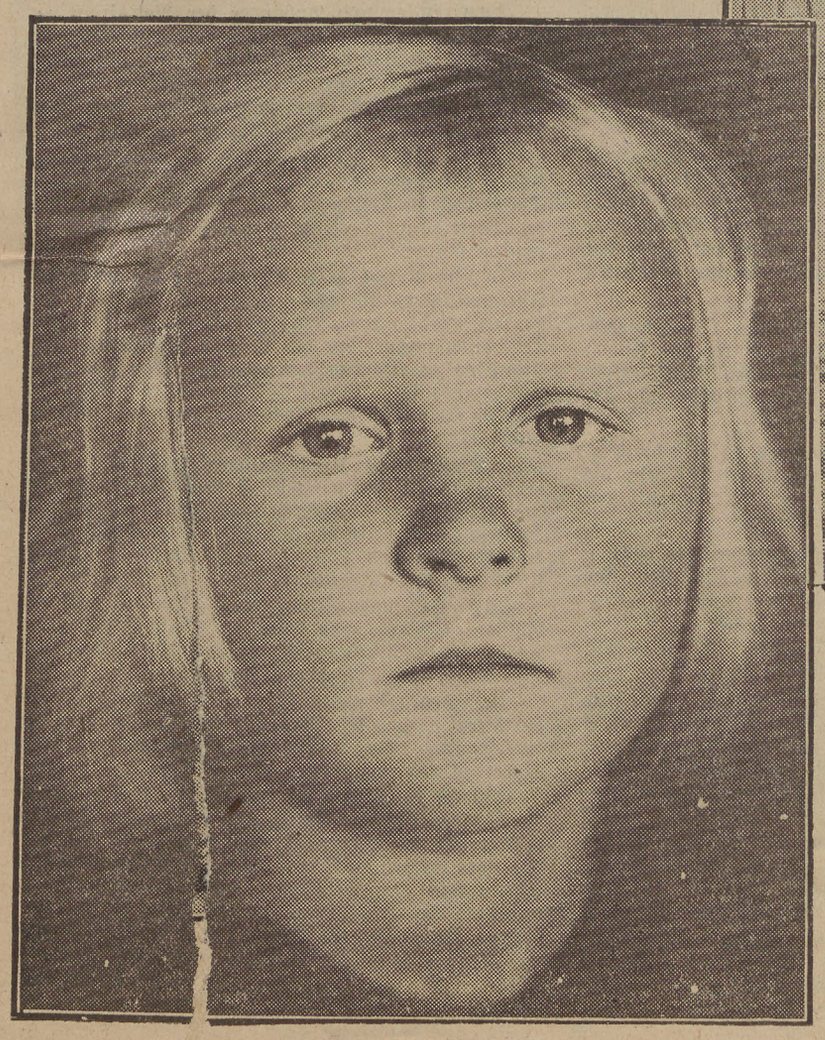
Aus „Sage und Sitte im Deutschherrenlande" v. Karl Plenzat (Verlag Ferdinand Hirt, Breslau)



Unsere Bilder:

Frau und Kinder aus Masuren und ein masurisches Bauernhaus

Aufnahmen Erna Lendvai-Dircksen.



Die Inseln, auf denen Amerikas Sicherheit ruht

Torpedo-Flugzeuggeschwader sollen die Aleuten verteidigen

Auf einer heute noch fast unbekannten Inselkette kann eines Tages die Sicherheit der Vereinigten Staaten ruhen. Für die Verteidigung der Union entsteht soeben auf rauhen, sturmzerrissenen Eilanden im nördlichen Stillen Ozean ein amerikanisches Gibraltar. Man glaubte immer, die Aleuten seien eine öde Felsmasse, die beim Verkauf Alaskas durch die Russen an die Vereinigten Staaten als billige Zugabe mitabgestoßen wurden. Ein Blick auf den Globus läßt erkennen, daß der Weg über die Inseln die kürzeste Verbindung zwischen zwei Erdteilen ist. Die östlichste der Inseln liegt noch 440 Kilometer oder zwei Flugstunden vom asiatischen Festland entfernt. Die Entfernung der Inselgruppe vom Schiffahrtsweg Kalifornien—Japan erstreckt sich auch nur über etwa 500 Kilometer.

Von den Aleuten aus können Kriegsschiffe Ueberseeangriffe abweisen und feindliche Schiffe abfangen. Die Inseln könnten als Stützpunkte auf hoher See operierende Schiffe dienen. Die Befestigung der Inseln würde den Feind davon abhalten, sie als günstige Basis für Angriffe auf das Festland zu benutzen. Dieses sind die Gründe, warum die amerikanischen Marinestrategen diese einsame Inselgruppe als den Schlüsselpunkt der Verteidigung im Nord-Pazifik betrachten, die zusammen mit Hawai, die äußersten Vorposten des Verteidigungssystems im Westen bilden. Für Armee und Flotte werden dort Vorräte gelagert, Flughäfe und eine Sendestation entstehen. Bereits 1934 wurden drei Expeditionen zur See ausgerüstet, um die Aleuten für diese Zwecke zu erforschen. In diesem Jahr hat die Flotte bereits bei ihren Manöver Gebrauch von den Inseln gemacht.

Die geheimgehaltenen Ergebnisse und Ziele der diesjährigen Manöver, die sechs Wochen dauerten, werden die Grundlage der zukünftigen Verteidigungspläne bilden. Wochenlang war die ganze Flotte „verloren gegangen", d. h. in keiner Verbindung mit dem Festland. Die Manöver stellten die größte Seeoperation dar, die jemals von der amerikanischen Marine im Frieden durchgeführt worden war. Admiral Reeves leitete die Manöver und bewegte seine Schiffe auf der riesigen Wasserfläche, die von Kalifornien, Alaska, Hawai und den Midway-Inseln begrenzt wurde.

Ueber 500 Flugzeuge, nahezu 200 Kriegsschiffe und 50000 Mann nahmen an diesen Manövern teil. Schlachtschiffe kreuzten weit vom Festland entfernt, schnelle Kreuzer klärten über Tausende von Meilen auf, Zerstörer liefen mit versiegelter Order aus, während U-Boote unter Wasser mit Flugzeuggeschwadern in der Luft zusammenarbeiteten. Zum ersten Male nahmen neue Flugzeugmutterschiffe, neue Unterseeboote, Zerstörer und schwere Kreuzer an den Manövern teil.

Während eines Manöverabschnittes wurden die Aleuten als Basis benutzt. Von diesem nördlichen Stützpunkt aus liefen Schiffe mit Verteidigungs- und Angriffsaufgaben nach Süden aus. Dann führte die angreifende Partei eine Landung auf der in der Mitte des Pazifik, 2250 Kilometer westlich von Honolulu, liegenden Midway-Insel aus. Unterstützt durch U-Boote, wiesen die Verteidiger die Tag- und Nachtangriffe ab, an denen 46 Flugboote, die von Hawai herübergeflogen waren, teilnahmen. Schließlich wurden die gesamten Streitkräfte in zwei Flotten eingeteilt — die „weiße" mit 83 und die „schwarze" mit 77 Einheiten und lieferten sich eine Seeschlacht. Bei anderen Uebungen versuchten die Kriegsschiffe, die sie verfolgenden U-Boote zu überlisten; 80 riesige Flugboote, die von so weit entfernten Häfen wie St. Diego (Kalifornien) und Panama kamen, erprobten ihren äußersten Aktionsradius, 300 Flugzeuge von Flugzeugmutterschiffen unternahmen einen Luftangriff auf die Flotte, und Unterseeboote blieben einen ganzen Monat hindurch ununterbrochen auf hoher See. Es zeigte sich, daß im Ernstfall die Flotte stark von der amerikanischen Handelsmarine abhängen würde, die wegen der großen Entfernungen im Pazifik zur Auffüllung der Lebensmittel und Brennstoffvorräte zur Verfügung stehen müßte. Abgesehen von den Kampfgeschwadern, erfordert eine solche Flotte, die längere Zeit auf hoher See zu bleiben beabsichtigt, Hospital-, Transport-, Lebensmittel-, Munitions-, Tank- und Reparaturschiffe.

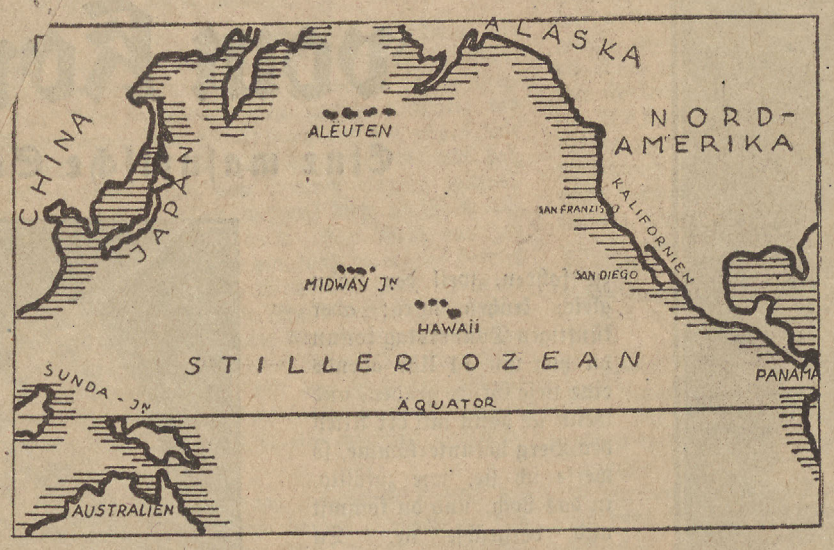
Im Norden hat die Flotte jetzt schon eine Basis auf Dutch Harbor, einer Aleuteninsel, gefunden, die als Hauptstützpunkt für ausgedehnte Expeditionen dienen soll, um von der Luft aus kartographische Aufnahmen zu machen, Hafenplätze auszuwählen und Wetter-Untersuchungen anzustellen. Die Häfen auf den Aleuten sind eisfrei; jedoch ist dieses Gebiet ein Treffpunkt stürmischer Winde und der Himmel meistens bewölkt. Wetterbedingungen wie diese, so meinen die Marinestrategen, würden gleichfalls ein Vorteil für die Verteidigung sein, wenn sich auch der Feind den Nebel zunutze machen könnte. Aber wenn erst einmal die feindlichen Flugzeugmutterschiffe oder die sonstigen Kampfeinheiten entdeckt worden sind, werden sie den Angriffen der niedrigfliegenden Torpedo-Flugzeuggeschwader ausgesetzt sein, die von geschützten Häfen aus in kürzester Zeit blindfliegend durch den Nebel herankommen und erst im Augenblick des Angriffs entdeckt werden können.

Die Hochsee-Flugstreitkräfte, die die Aleuten verteidigen sollen, werden aus 100 mehrmotorigen Riesenflugbooten bestehen, die über 3000 Kilometer in der Luft bleiben können und auf offener See wassern. Mit ihrer sechsköpfigen Besatzung sind diese Flugboote in der Lage, Bomben abzuwerfen, photographische Aufnahmen zu machen und jeden Aufklärungs- und Sicherheitsdienst zu leisten. Eine der gegenwärtigen Aufgaben der amerikanischen Marine ist, Schiffe und Mannschaften nach den Aleuten abzukommandieren, damit sich die Seeleute an das Klima gewöhnen und die Offiziere mit den dort vorkommenden besonderen Navigationsschwierigkeiten vertraut werden.

Die Aleuten sind auch heute noch verhältnismäßig unbekannt. Vulkanische Tätigkeit läßt Inseln erscheinen und verschwinden. Aus diesem Grunde sind die Ergebnisse der Untersuchungen, die vor mehreren Jahren angestellt wurden, heute nicht mehr zuverlässig. Magnetische Ablagerungen auf dem Meeresboden verursachen überdies Abweichungen des Kompasses. Daher sollen die Aleuten noch einmal genau aufgenommen werden.

Wasserflugzeuge werden für die karthographische Arbeit in Dienst gestellt und geschützte Häfen und Buchten vermessen. Auf dem Festland von Alaska sollen Grenzschutz-Fluggeschwader stationiert werden. Eine Luftflotte von 300 Landflugzeugen, die ihre Basis voraussichtlich in Fairbanks erhält, würde imstande sein, innerhalb einiger Stunden eine feindliche Flotte aufzuspüren und zu bekämpfen, bevor diese das amerikanische Festland bedrohen könnte.

Um diese Pläne zu verwirklichen, wird vermutlich eine Reihe weiterer Flughäfen und Beobachtungsstationen für die Landluftflotte von Junean bis Point Barrow, längs der Küste von Alaska, eingerichtet. Das Uebungsprogramm der Armee sieht die Aussendung von Luftgeschwadern in den hohen Norden zu regelmäßigen Uebungsflügen vor, damit die Piloten mit den besonderen Wetterbedingungen dieses Gebietes vertraut werden.



Wirtschaft für jedermann:

Aus acht Mann wurden 28000!

Vor 27 Jahren taten sich irgendwo in Deutschland acht Lebensmittel-Einzelhändler zusammen, um gemeinschaftlich ihre Waren einzukaufen und durch den bei größeren Einkäufen erzielten Preisvorteil konkurrenzfähig gegenüber großen Unternehmungen bleiben zu können. Mit 800 Mark Einlage begannen sie ihre Arbeit, zu der sie die berufliche und menschliche Kameradschaft geführt hatte. Diese Berufskameradschaft begeisterte auch andere, die sahen, daß man besser vorwärts kommen kann, wenn alle zusammen an der Erreichung gemeinsamer Ziele arbeiten und nicht jeder durch unlauteren Wettbewerb und Schmutzkonkurrenz seinen Berufskollegen zu verdrängen sucht. So wurde der Kreis derer, die sich im „Edeka-Verband" und den dazugehörenden Genossenschaften zusammenschlossen, immer größer, und heute gehören dieser genossenschaftlichen Organisation, die sich über ganz Deutschland erstreckt und auch direkte Handelsbeziehungen mit dem Ausland unterhält, rund 28000 deutsche selständige Lebensmitteleinzelhändler an, die in 450 Genossenschaften zusammengeschlossen sind.

Wie sich diese Organisation im Laufe der Jahre entwickelt hat, konnte man dieser Tage auf dem ostpreußischen Bezirkstag des Edekaverbandes hören, auf dem einer der Mitbegründer, Generaldirektor Borrmann-Berlin, über diese Fragen sprach. Die 450 Genossenschaften hatten 1934 einen Umsatz von 275 Millionen RM, von denen 156 Millionen über die Einkaufszentrale der Genossenschaft gingen, während der Rest vom übrigen Großhandel bezogen wurde. Die Mitglieder besaßen bei den Genossenschaften im Jahre 1924 ein eigenes Vermögen von insgesamt 16 Millionen RM, das im Jahre 1934 schon auf 44 Millionen RM gestiegen war. Das Gesamtvermögen der Genossenschaft selbst, das sie sich im Laufe der Jahre erworben haben, belief sich 1924 auf 39871000 RM und stieg bis zum Jahre 1934 auf 66634000 RM.

Neben dem gemeinsamen Einkauf wichtiger Konsumartikel hat die Edeka-Organisation noch einige andere Ziele. Vor allem muß dabei die Spar- und Arbeitsgemeinschaft der Jungkaufleute erwähnt werden, in der der junge Gehilfe neben fachlicher Schulung zur Sparsamkeit angehalten wird, die es ihm ermöglicht, früher als sonst sich selbständig zu machen. In den fünf Jahren ihres Bestehens haben die in der Spara erfaßten Jungkaufleute durch genossenschaftliches Sparen 450000 RM aufgebracht, von denen bisher über 250000 RM an Selbständigkeitsdarlehn vergeben werden konnten. Von den 5000 Jungsparern konnten sich auf diese Weise bisher 293 selbständig machen.

Dieses schnelle Wachsen einer genossenschaftlichen Organisation war nur möglich, weil die Mehrzahl der Berufsangehörigen die richtige Kameradschaft und den rechten Geist für diese Arbeit mitbrachten.

„Verraten und betrogen"

Erfahrungen eines Arbeiters in Sowjet-Rußland

Der „UdSSR.-Dienst" veröffentlicht den Brief eines aus Sowjetrußland zurückgekehrten deutschen Arbeiters, in dem es u. a. heißt:

„Während meines dreijährigen Aufenthalts in Charkow (Ukraine) habe ich Zustände kennengelernt, die das Gegenteil der Sowjetpropaganda darstellen. Da ich in Deutschland in den Siemens-Schuckert-Werken gearbeitet habe, bei denen eine exakte Organisation herrscht, fiel mir sofort die Planlosigkeit in der Fabrik „Serp i Molot" sofort auf. Kein Material war gezeichnet, und infolgedessen bekam man oft Stahl statt Schmiedeeisen, oder umgekehrt. Sehr schlecht war die Behandlung der Maschinen. Es wurde in drei Schichten und im Akkord gearbeitet, und niemand kümmerte sich um die Instandhaltung der Maschinen. Die Arbeiter jeder Schicht verließen sich stets auf die Ablösung. Das ging so fort, bis die Maschinen unbrauchbar wurden.

Auf der Fabrik wurden Dreschmaschinen hergestellt. Nach dem Eingeständnis der Fabrikleitung selbst waren 60 v. H. der Erzeugnisse unbrauchbar. Man suchte vergeblich die Schuldigen, obwohl die Ursachen klar waren. Es lagen nur ungenaue und von Einzelzeilen oft überhaupt keine Zeichnungen vor. Es wurde daher auf's Geratewohl nach alten Maschinenteilen gearbeitet.

Der krasse Unterschied zwischen den Arbeitern und dem technischen Personal geht aus folgendem Beispiel hervor: Die Arbeiter zahlen in der Fabrikkantine für ein schlechtes Mittagessen ohne Fleisch 1,20 bis 1,50 Rubel, die Techniker für ein Essen mit Fleisch und Nachtisch 1,40 Rubel, obwohl die Arbeiter nur 100 bis 150 Rubel und die Techniker 300 bis 400 Rubel monatlich verdienen. Das ist die sogenannte bolschewistische „Gerechtigkeit".

Im Sommer 1935 schickte mich die Fabrikleitung in dem Kurort „Essentuki" im Kaukasus. Während der Mahlzeiten versammelten sich in der Nähe des Speisesaales hungrige Kinder und Erwachsene und warteten, bis ihnen einige Brocken zugeworfen wurden. Oft schlugen sie sich darum.

Nach Rückkehr auf meinen Arbeitsplatz erhielt ich an den folgenden Zahltagen keinen Lohn. Auf meine Anfrage wurde mir erklärt, daß mir die Kosten für den Kuraufenthalt abgezogen werden müßten. Erst nach meinen energischen Protesten stellte sich heraus, daß Gelder unterschlagen waren. Das kam des öfteren vor. Infolge der Hungerlöhne versuchten die Arbeiter oft, ihren Akkordzettel zu fälschen, um ihren Lebensstandard zu verbessern. Der Zahlmeister traute sich oft nicht, die Akkordlöhne richtig zu notieren, aus Furcht, „wegen Verschleuderung von Staatseigentum" eingesperrt zu werden.

Ich hatte wiederholt Gelegenheit, mit kommunistischen Emigranten aus Deutschland zusammenzukommen, die nach kurzem Aufenthalt in der Sowjetunion erklärten: „Alle Kommunisten der Welt müßten sehen und hören, wie es hier zugeht. Dann würden sie aufhören Kommunisten zu sein!" Die Enttäuschung unter diesen Emigranten ist sehr groß, und sie fühlen sich verraten und betrogen."

Eine Woche Weltgeschehen

Der Präsident des memelländischen Landtags, Baldszus, nahm jetzt den ihm vom Gouverneur Kurkauskas erteilten Auftrag, zur Bildung des Memeldirektoriums an, nachdem er ihn zunächst aus persönlichen Gründen abgelehnt hatte. Baldszus lehnte das Ansinnen, einen Vertreter des litauischen Fünfer-Blocks in das Direktorium hineinzunehmen, entschieden ab.

Die große Jahrestagung der Reichskulturkammer, auf der auch der Reichskultursenat eingesetzt wurde, fand ihren Abschluß und Höhepunkt mit einer Aufführung der „Meistersinger" im umgebauten Deutschen Opernhaus zu Berlin, die in Anwesenheit des Führers und zahlreicher Mitglieder der Reichsregierung vor sich ging. Als Ostpreußens Vertreter wurden in den Reichskultursenat der Königsberger Oberbürgermeister Dr. Will und der Intendant des Reichssenders Königsberg Dr. Lau berufen.

Zum Ordensgesetz erließ die Reichsregierung eine Ausführungsverordnung, die alle auf diesem Gebiet noch bestehenden Zweifel beseitigt. Von Ehrenzeichen der nationalsozialistischen Bewegung dürfen getragen werden: das Koburger Abzeichen, das Nürnberger Parteitagsabzeichen von 1929, das Abzeichen vom SA.-Treffen Braunschweig 1931, das Ehrenzeichen für Mitglieder unter Nr. 100000, der Blutorden vom 9. November 1923, das Traditionsgauabzeichen und das goldene HJ.-Abzeichen.

Die Einführung eines Treudienstabzeichens wurde im Rahmen der Verordnung über das Ordensgesetz vorgesehen. Es soll für langjährige Treue in der Arbeit an nicht im Beamtenverhältnis stehende Arbeitnehmer verliehen werden.

Auf dem Goslarer Reichsbauerntag hielt Reichsbauernführer R. Walther Darré eine grundlegende Rede über das Bauerntum als Bindeglied der Völker. Auch Reichsminister Heß, der Stellvertreter des Führers, sprach in längeren Ausführungen. Anschließend wurde in der Kaiserpfalz die Vereidigung der neuen Mitglieder des Reichsbauernrates vorgenommen.

Reichsminister Dr. Goebbels sprach auf einer Kundgebung in der Hamburger Hanseatenhalle zu 50000 Hamburgern und erntete mit seinen Ausführungen, die in einer Abrechnung mit den Kritikastern gipfelten, stürmischen Beifall.

Ministerpräsident General der Flieger Göring sprach im Rahmen einer Kundgebung des Reichsluftschutzbundes im Berliner Sportpalast und stellte die deutsche Luftwaffe als ein Instrument im Dienste der deutschen Verteidigung und die Aufgaben des Luftschutzes in den Vordergrund seiner Ausführungen.

Graf Baillet-Latour, der Präsident des Internationalen Olympischen Komitees, wandte sich in einem Aufruf an alle sporttreibenden Nationen, von den Boykotthetzern abzurücken und sich an den Olympischen Spielen in Garmisch-Partenkirchen und Berlin zu beteiligen. Deutschland habe alles getan, den Wettspielen einen einwandfreien Verlauf zu sichern.

Im abessinischen Krieg kam es in der Nähe von Makalla zu großen Bombenangriffen italienischer Flugzeuge auf abessinische Truppenteile, die dabei schwere Verluste erlitten. Durch das Abwehrfeuer der Abessinier wurden die italienischen Flugzeuge mehrfach getroffen, konnten aber alle ihre Flughäfen erreichen.

General de Bono, der italienische Oberkommandierende im abessinischen Feldzug, wurde von seinem Posten unter Ernennung zum Marschall von Italien abberufen und durch den bisherigen Generalstabschef Badoglio ersetzt.

Gegen die Sanktionsmaßnahmen erließen die Erzbischöfe von Messina und Brindisi Hirtenbriefe, die in ähnlichem Tone wie die Erklärungen der fascistischen Partei gehalten waren.

Mit einem Siege der Regierungsparteien endeten die englischen Wahlen. Das Ergebnis bedeutete eine klare Billigung des Baldwin-Kurses durch das englische Volk. Auf die Regierungsparteien entfielen 11581163 Stimmen und 421 Sitze, auf die Opposition 9878404 Stimmen und 179 Sitze.

Die englischen Bergarbeiter veranstalteten eine Abstimmung über den Streik wegen Nichterfüllung ihrer Lohnforderungen. Die Streikparole wurde von der überwältigenden Mehrheit bejaht. Die Verhandlungen mit der Regierung sollen unverzüglich aufgenommen werden.

Admiral Jellicoe, der aus der Skagerrakschlacht des Weltkrieges bekannte Führer der britischen Flotte, starb im Alter von 76 Jahren. Admiral Raeder widmete ihm einen ehrenden Nachruf.

Der ägyptische Ministerpräsident erließ ein Schießverbot für die Polizei. Als Protest gegen die Haltung der ägyptischen Regierung gegenüber der englischen Politik sollen Läden und Büros einen Tag lang geschlossen bleiben und auch die Zeitungen nicht erscheinen.

Zu neuen schweren Zusammenstößen kam es in Kairo. Die unruhige Lage ließ das ägyptische Kabinett den Beschluß fassen, die Pressefreiheit aufzuheben.

Feuerkreuzler und Anhänger der Volksfront gerieten in Limoges (Frankreich) hart aneinander, wobei beiderseitig von der Schußwaffe Gebrauch gemacht und zahlreiche Personen verletzt wurden.

Der französische Heereshaushalt für 1935 sieht Gesamtausgaben von 6952 Millionen Franken vor.

Im Prozeß gegen die Mörder des jugoslawischen Königs Alexander I in Aix-en-Province kam es verschiedentlich zu Zwischenfällen, in deren Auswirkung der Verteidiger Desbons aus der Anwaltsliste gestrichen wurde.

In dem Prozeß gegen die Mörder des polnischen Innenministers Pieracki, der jetzt in Warschau verhandelt wird, wurde festgestellt, daß die ukrainische Terroristengruppe, der die Mörder entstammen, Beziehungen zu litauischen Amtsstellen unterhielt und von dorther Pässe erhielt. Insbesondere ist der ehemalige litauische Außenminister Zaunius dadurch belastet.

Judenfeindliche Kundgebungen polnischer Studenten führten zur Einstellung der Vorlesungen an der Warschauer Technischen Hochschule und zur Schließung der Universität und Handelshochschule. Auch in Budapest kam es zu studentischen Demonstrationen gegen die Juden.

Für Wohnungsteilung und Umbau sonstiger Räume zu Wohnungen stellte der Reichs- und preußische Arbeitsminister neuerdings den Betrag von zehn Millionen RM zur Verfügung.

Der Deutsche Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger machte der Führer und Reichskanzler in Anerkennung ihrer segensreichen Tätigkeit ein modernes Motorrettungsboot zum Geschenk.

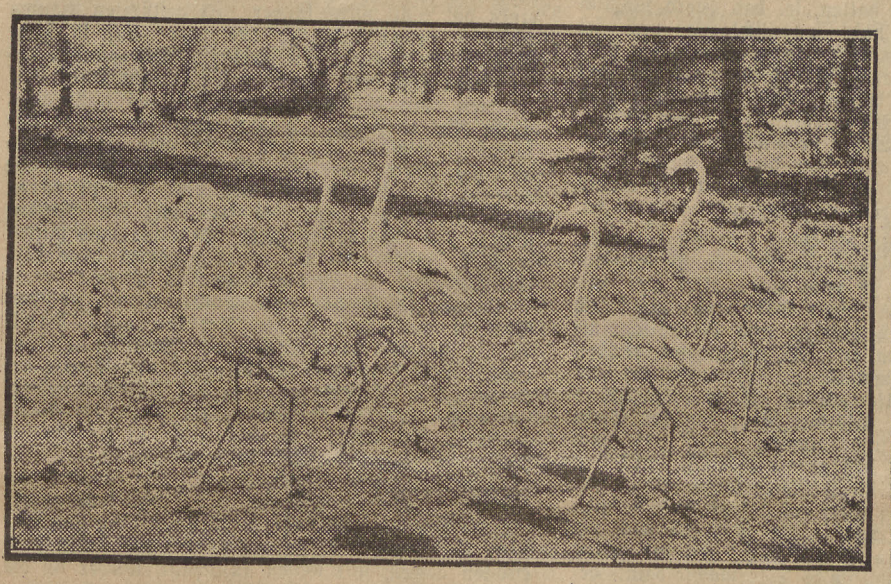
General Graf von der Schulenburg, im Kriege Generalstabschef des deutschen Kronprinzen und nach dem Kriege Kämpfer in der NSDAP., feierte seinen 70. Geburtstag. U. a. gingen ihm Glückwunschtelegramme des Führers und des Reichsinnenministers Dr. Frick zu.

Der Nobelpreis für Physik 1935 wurde Professor Chadwick (Cambridge), der für Chemie Professor Joliot und seiner Frau Curie-Joliot (Paris) verliehen.

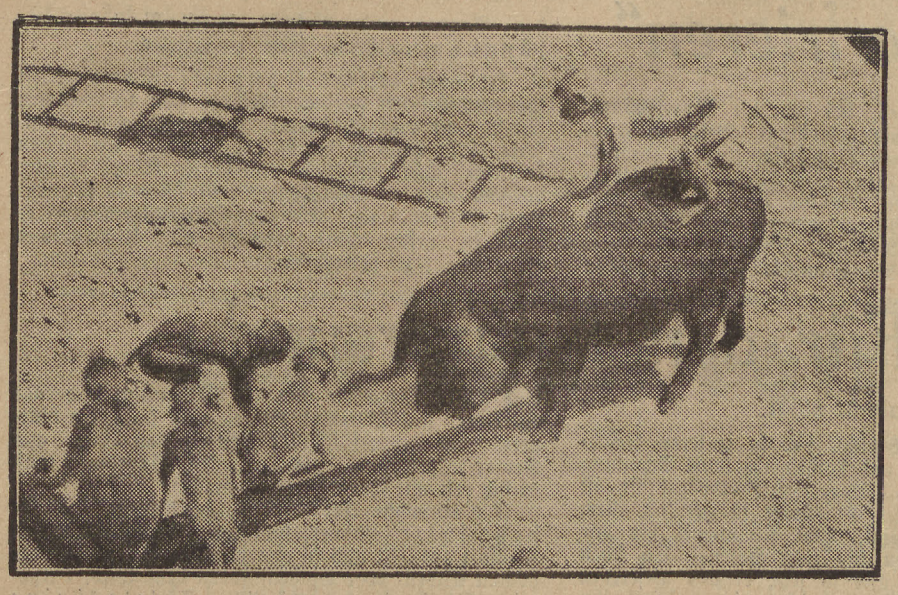
Wer frißt am meisten?

Ein Blick in die Arche Noah an den Hufen

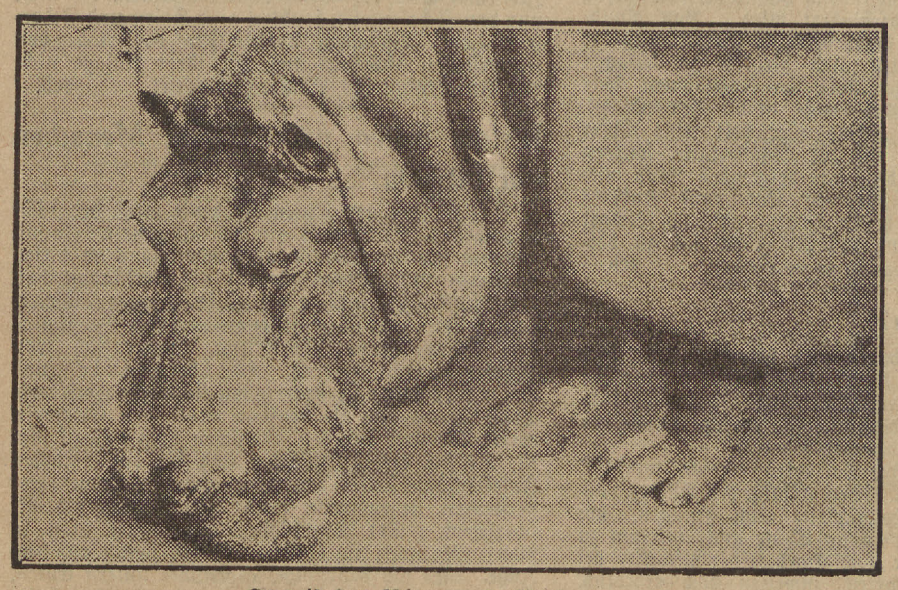
Wer sich die Tiere gern beguckt,
der gebe acht: Das Lama spuckt.
Doch kann es auch die Bosheit zähmen
und sich recht freundschaftlich benehmen.



Sie steh'n und schreiten weise
auf den geknickten Ständern.
Man denkt an eine Reise
nach weit entfernten Ländern.

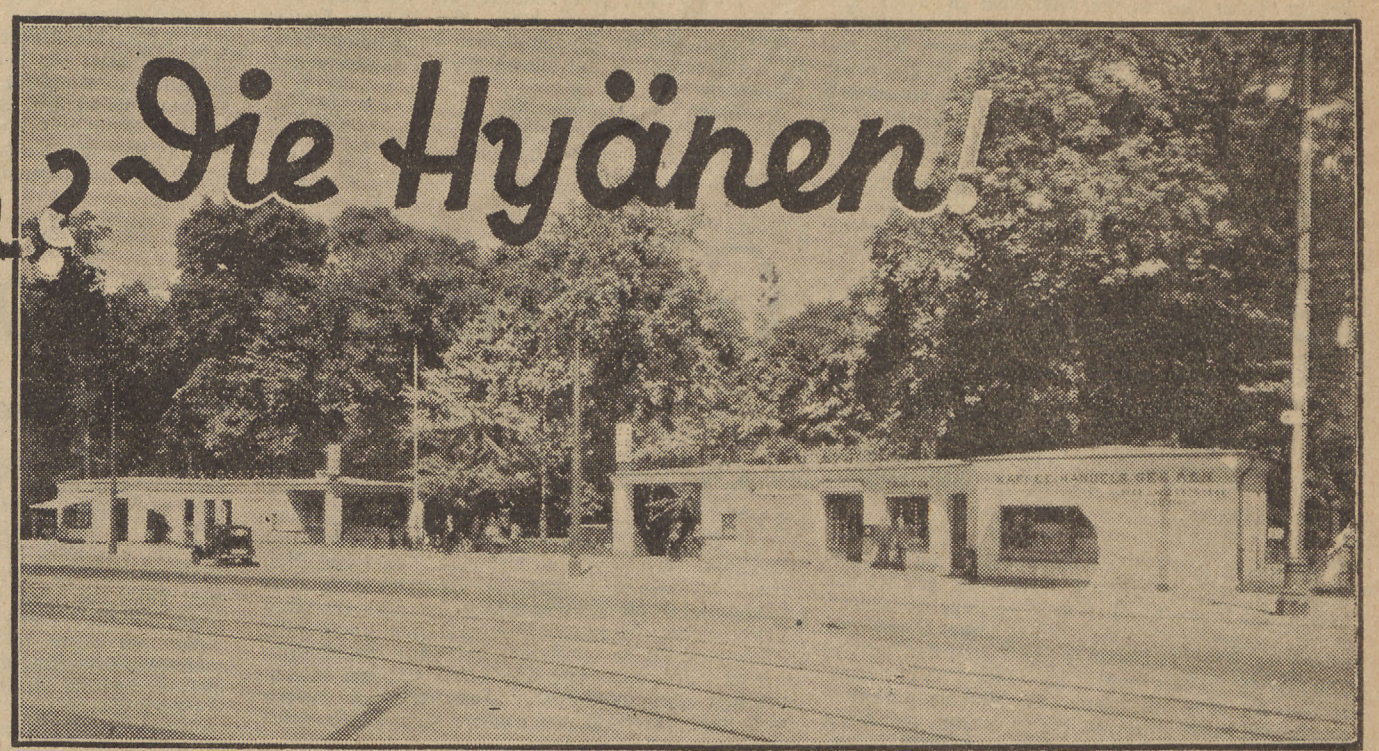


Die Kinder begaffen
am liebsten die Affen.
Ein Affe zeigt als Reiterlein
die Hohe Schule auf dem Schwein.



Dies ist das Phlegma in Person,
das feiste Pferd vom Nil.
Dick ist sein Fell von Jugend schon,
und Fressen ist sein Ziel. mt.

Die Hyänen!



Dem kleinen braunen Bären gefällt's wohl nicht recht hinter dem Gitter?

Rechts:

Den Segelflosser kann man im Aquarium bewundern

Darunter:

Die Brillenpinguine machen einen recht würdigen Eindruck

Darüber: *Der neue Eingang des Königsberger Tiergartens*

Ein Löffelhund

Aufnahmen: Bachmann

Es ist still geworden im Königsberger Tiergarten. Reif liegt auf den Bäumen, und nur wenig Menschen spazieren durch die Einsamkeit, bleiben bei den Hirschen, beim Lama, bei den Bären, die immer noch im Freien sind, stehen und schmunzeln befriedigt, daß endlich die Jahreszeit da ist, in der sie den Tiergarten, ihren Tiergarten, ganz für sich haben.

Was jetzt im Garten herumläuft, kennt sich und grüßt sich. Die treuen Stammgäste, die jeden Tag kommen, die Wärter, die die kostbaren Tiere behüten, vor allem in den naßkalten Uebergangstage des Herbstes, die ihnen immer sehr gefährlich werden. Noch mehr als bei kleinen Kindern muß man auf die Tiere aufpassen, die sich zu leicht eine ordentliche Grippe holen. In den Uebergangstagen wird die Hilfe des Tiergesundheitsamts der Landesbauernschaft besonders stark in Anspruch genommen, das sich ehrenamtlich für die schweren Fälle als Doktor zur Verfügung gestellt hat.

Das kalte klare Wetter, das jetzt herrscht, schadet selbst Tieren aus wärmeren Gegenden kaum. Ruhig kann der Silberlöwe und der Seelöwe sich im Freigehege tummeln. Pfauen, Fasanen, Strauße prominieren in der Mittagssonne herum und machen sich durch Trippeln und Aufflattern Bewegung. Von Winterschlaf merkt man noch nichts, damit ist es in diesem Garten überhaupt rar bestellt. Nur die Bärin, wenn sie gerade tragend ist, streckt sich mal drei Monate lang auf einer Laubschütte aus und schläft, aber auch nur, wenn der Winter besonders

Rechts:

Schimpanse „Susi" ißt ganz manierlich

kalt ausfällt. Die Singvögel in ihrem ungeheizten Raum scheinen sich recht wohl zu fühlen. Sie können bei dem reichlichen Futter gut auf den Süden verzichten und begnügen sich mit geringen Wärmetemperaturen. Am wärmsten müssen es die Affen und die Antilopen haben, sowie die Papageien. Wenn bei ihnen im Bau nicht mindestens achtzehn oder zwanzig Grad sind, lassen sie die Köpfe hängen. So wird also Koks verfeuert, einige tausend Zentner gehen in den vier ostpreußischen Wintermonaten restlos drauf. Der Elefant will's warm haben, die Krokodile ebenso, die Papageien empfangen schimpfend den Wärter, wenn er vom Heizkessel ein paar Minuten später wegkommt, um ihnen Futter zu bringen: und alle warten sie sehnlich auf den jetzt so seltenen Besuch der Menschen, die ihnen Abwechslung in ihre Käfigeinsamkeit bringen. „Bär, geh' nicht so einwärts!" schreit ein kleines Mädchen, das selbst noch wegen ihres „über'n großen Onkel Wackelns" vom Papa berufen werden muß, dem Meister Petz zu. Ihr kleiner Bruder aber mäkelt: „Ach, der hat ja Mottenlöcher." Diese paar Papas und Mamas mit ihren Kleinsten sind aber auch die einzigen Gäste während dieser Jahreszeit.

*

Besonders hübsch ist es des Nachts im Königsberger Tiergarten. Dumpf heulen und greulen die Löwen und Hyänen. Der Wächter vom Nachtdienst tappt schwerfällig über die dunklen Wege. Verschlafen hocken die Affen in ihrem Bassin: selbst der zutrauliche kleine Jumbo rührt sich nicht, der am Tage immer der erste ist, wenn eine Banane hinuntergeschleudert wird. Von Gehege zu Gehege, von Käfig zu Käfig geht der Wärter. Sie sind ihrer neune, ohne den Kutscher, die zwei Knechte und die Frau, die den Tieren alltäglich das Essen kocht. Und alle neun Tage kommt an einen von ihnen der Nachtdienst. Der ist in diesem Garten, der fast sechzehnhundert Tiere enthält, nicht ganz leicht. Irgendwo ist immer was zu tun: Krankheiten, Schabernack am Käfigverschluß oder sonst was, was dem Auge des kummergewohnten Wärters nicht entgeht und ihn zu sofortigem Eingreifen nötigt. Manche der Tiere sind unbändig und schwer zu behandeln wie unerzogene Kinder. Gleich vorn, beim Hirschgehege, weiß der Wärter von einem zu berichten, der mehrere Käfigkameraden unversehens aufspießte. Und im Antilopenhaus steht der wildeste aller Tiergartenbewohner, der Onyxhirsch mit seinen kolossalen Hörnern, der immer noch von seiner Freiheit träumt und niemanden in die Nähe kommen läßt.

Es gehört ungeheure Liebe dazu, Wärter in solch einem Tierpark zu sein. Die meiste Zeit verbringt man mit dem Saubermachen der Käfige, und die Reviere liegen oft weit auseinander. Aus Zweckmäßigkeit gründen hat jeder Wärter möglichst nur die Tiere, die das gleiche fressen, erhalten. Das Raubtierhaus bildet ein Revier für sich allein; das Aquarium, das eine besonders knifflige Sache ist, dessen Abteilungen verschieden beheizt, gereinigt und mit lebendem Futter versorgt werden müssen, hat seinen eigenen Fischmeister, der den Eidechsen ihr Beefsteak a la Tartar und den Karpfen ihre Futterfische bringt.

Alle ein, zwei Tage schlachtet der Tiergarten für seine Insassen ein Pferd. Den Löwenanteil daran erhalten die Hyänen, nicht etwa der Löwe, der mit knapp zehn Pfund zufrieden ist. Das Halsstück kriegen die Eisbären, von denen der eine sich das ewige Kopfwackeln, der andere das Immer-im-Wasser-bleiben angewöhnt hat. Im Raubvogelhaus landen die schlechtesten Teile, die Eingeweide gehören den Geiern. Für die Bären muß Brot, für die Affen müssen Bananen, für die Zubereitung des Vogelfutters Eier besorgt werden. Von Schuljungen werden schockweise lebende weiße Mäuse angekauft und brüderlich an die Hornfrösche, die Schlangen, die Falken verteilt; ein paar Wärter machen sich sogar auf den Sperlingsfang für die Käuze; und zwei Kühe sorgen für das Hauptgericht des Tiergartens: die gute ehrliche ostpreußische Haferschlunz, ein Süppchen, gleich gesund für Mensch und Tier.

*

Manchmal ist es gar nicht einfach, diesen Haushalt von sympathischen und unsympathischen, anspruchslosen und verwöhnten Hausgenossen in Ordnung zu halten. Da ist die starke Mähnenhyäne, eine ganz bedeutende Ein- und Ausbrecherin. Armdicke Aeste hat sie durchgebissen, und nachts bei ihrem Toben die schweren eisernen Türrahmen verbogen. Es lohnt nicht, ihr nahe zu kommen. Dagegen läßt der Löwenvater Waldemar sich streicheln, wenn er nicht gerade schlechter Laune ist. Die Löwchen nebenan sind immer noch recht niedlich und vertraulich. Das eine hat sich eine Verdauungsstörung zugezogen; da kriegt es nun — ein Wärter hält ihm die Schnauze auf — eine Spritze Pepsinwein. Die Hälfte spuckt es wieder aus, der Rest aber wandert in den Magen und wirkt dort Wunder. Am zutraulichsten aber vielleicht ist der Puma Peter. Er schubbt sich und schnurrt, wenn der Wärter ihn tätschelt; bei ihm ist wirklich nichts von Wildheit zu spüren; ganz im Gegensatz zu dem hinterlistigen Leoparden, dem keiner von den Wärtern über den Weg traut.

Ueberhaupt darf man — genau so wie bei den Menschen — nicht viel aufs Aeußere geben. Die Bären sehen durch die Bank so drollig und friedlich aus: und doch wagt sich keiner von den Wärtern zu dem alten Bärenpapa. Ein Schlag von dessen Tatze würde genügen! Dagegen legt ein alter Besucher unseres Tiergartens ohne alles Besinnen der braunen Bärin die Faust in den Rachen, ohne etwas zu befürchten. So gutmütig der Elefant ist: die brave, unvergeßliche Vorkriegsjenny der Königsberger ist er doch nicht. Er war Arbeitselefant bei Hagenbeck und von dort her hat er so seine Nicken. Vor einem Jahr gab man ihm Gesellschaft; aber mit dem kleinen Affen und dem Esel konnte er sich auf die Dauer nicht vertragen; er lebt so für sich hin. Der Wärter, der sie gerade abrubbelt, erzählt mir von dieser „Jenny": „Und ewig hat sie mit dem Rüssel was an dem Gatterschloß zu pulen! Neulich, im August, kamen Besucher ganz aufgeregt herbeigestürzt: Um Gottes willen, der Elefant ist los. Richtig, die Jenny hatte ihr Schloß zerbrochen und war auf den Anlagen Blumen pflücken gegangen.

Hinter hölzerner Barriere, dicker Glaswand und einem zweiten Gitter hocken die Menschenaffen. Die Schutzwand ist bei diesen empfindlichen Tieren, die ständig in Tropenluft gehalten werden müssen, bitter nötig, denn die Zahl der Krankheiten, die durch das Publikum eingeschleppt werden, ist so schon groß genug und macht auch den widerstandsfähigen Arten sehr zu schaffen. Vor dem Orang muß der Wärter sich etwas vorsehen. Wenn er einmal zupackt, nicht aus Böswilligkeit, denn er ist gutherzig, kann es bei dieser kolossalen Kraft leicht ein schweres Unglück geben. Essen tut er nicht mehr als ein erwachsener Mensch; und recht mäßig lebt auch der kleine drollige Schimpanse, sein Nachbar, der sich kaum von seinem Wärter trennen mag. Bei schönem Wetter sieht man ihn des Sommers, am Halsband geführt, sich auf der Wiese mit seinem Wärter tummeln und sonnen.

Einsam und verödet liegt jetzt der Kinderspielplatz am Raubvogelflugkäfig da. Wo sind sie, die sonst so munter herumtobten an den Turngerüsten, den Kletterstangen und Tauen. Leer steht das große Karussell, die Wippe, der Barren und die Balancierbäume, vergeblich warten die Sandgruben auf die Burgenbauer. Es ist halb so schön im Tiergarten ohne die Kinder, die ihr Staunen und Lachen in diesen Park der Tier- und Pflanzenwunder hineinbringen. Auch der Kinderzoo hat bis zum Frühjahr geschlossen. Da springen nicht mehr mitten zwischen Ulla und Klaus und Günther die schneeweißen Lämmer, die jungen Rehe, Ziegen und Fohlen. Daß sie nicht allzusehr gepiesackt wurden und richtige Verpflegung erhielten, dafür sorgte eine junge Tierlehrerin, die nebenbei noch die kleinen Löwen und Bären dressierte. Nun, eines Morgens stehen wir auf und über Nacht haben die Kastanien klebrige Knospen gekriegt, die Fliederbäume sind braun geworden von lauter Knospenspitzen, die die Zweige über und über bedecken, und im Tiergarten schlagen die blanglänzenden Pfauen wieder im Freien Rad. Dann kommt auch dies Idyll des Kinderzoos wieder!

bol.

Greift das Krokodil Menschen an?

Gefährliche Erlebnisse im tropischen Kamerun

„Krokodile" — so steht wohl im Leitfaden für Naturkunde — „bewohnen das Wasser, am zahlreichsten ruhig fließende Ströme, Flüsse oder Bäche, kaum weniger oft Landseen, gleichviel, ob diese süß oder salzig sind, ebenso wasserreiche Brüche und Sümpfe, unter Umständen selbst die Küstengewässer des Meeres. Das Land betreten sie in der Regel nur, um, von der sie belebenden Sonne durchglüht, mit aller Bequemlichkeit zu schlafen, um ihre Eier abzulegen, und endlich, um von einem versiegenden Gewässer einem andern noch nicht vertrockneten Becken oder Flusse zuzuwandern . . ."

Und doch kennt man Fälle, in denen Krokodile auch in nicht unbeträchtlicher Entfernung vom Wasser Räubereien ausgeführt haben. So erlegte einst mein farbiger Jäger ein solches Tier etwa eine Stunde vom Mungoflusse (Kamerun) entfernt mitten im Wald, wo der Echse nur sehr wenig Wasser zur Verfügung stand. Im Magen des Tieres, den ich zergliedern ließ, befanden sich die Reste eines Taschenkrebses sowie 7 Kieselsteine im Durchmesser von 1 bis 2 Zentimeter.

Ein vom Krokodil bereits ergriffener Mensch ist nicht in allen Fällen verloren: gar mancher hat sich selbst aus den Zähnen des Räubers befreit oder ist durch rechtzeitig geleistete Hilfe gerettet worden. Schnelle und entschlossene Gegenwehr scheint das Krokodil zu verblüffen oder in Furcht zu setzen, so daß es seine Beute losläßt und sich zurückzieht. Auch die Wahrnehmung, daß die Angriffslust der Krokodile auf Menschen nicht überall gleich groß ist, habe ich in Kamerun gemacht. Während z. B. die Krokodile am Croßfluß durchweg Menschenräuber sind und dem Menschen regelrecht auflauern, verhalten sich die Krokodile des Mungoflusses dem Menschen gegenüber keineswegs so wild. Ja, ich habe es hier sogar einmal erlebt, daß seitens meiner Kanuboys nach einem von mir angeschossenen Krokodil, das plötzlich wieder ins Wasser zurückglitt, getaucht wurde. Trotzdem glaube ich kaum, daß ein ausgewachsenes Krokodil einen an geeigneter Stelle plötzlich in tiefes Wasser geratenen Menschen entkommen läßt, dazu ist die Raubsucht der Tiere viel zu rücksichtslos.

Im Mungofluß, wo den Reptilien eigentlich selten Menschen zum Opfer fallen, habe ich persönlich wiederholt beobachtet, wie Krokodile einem Kanu folgten. Einmal schlängelte sich eine solche Echse etwa 4 Meter vor meinem in Fahrt befindlichen Boot, nur mit den Nasenlöchern aus dem Wasser ragend, durch den Fluß. Da ich die Sonne von vorne hatte und die Reflexe des Wassers mich blendeten, glaubte ich, eine Schlange vor mir zu haben. Ich griff zum Gewehr — doch um des Tieres auch wirklich habhaft zu werden, wollte ich erst vom Ufer auf dem Lande abschießen, denn im Wasser wäre es mir auf alle Fälle verloren gegangen. Mit einem Male verschwand die vermeintliche Schlange, und jetzt wußte ich, daß es sich nur um ein Krokodil handeln konnte. Das Boot war allmählich in die Nähe des Ufers gekommen, und dieses scharf musternd, bemerkte ich, wie sich langsam, Zoll für Zoll, der dunkle Rücken eines ungeheuren Krokodils auf dem schlammigen Boden einer kaum das Wasser überragenden Insel schob. Weiter näherte sich das Kanu der Insel, und lautlos, fast unmerkbar, verschwand das Krokodil, um erst oberhalb des Flusses wieder aufzutauchen. Mein Kanu schoß abermals vorwärts — doch wie gewöhnlich bei diesen Echsen — sobald ich einigermaßen in Schußnähe kam, verschwand es.

Ein mir bekannter Pflanzer in Kamerun berichtete mir einst, daß ihm beim Uebersetzen mit seinem Pferde über den Mungofluß folgendes passiert sei: An das Wasser herangekommen, habe er, die Oberfläche scharf beobachtend, nichts Auffälliges bemerken können. Als sie beide jedoch die Mitte des Stromes erreicht hatten, sei das Pferd plötzlich unruhig geworden, habe ausgeschlagen und sei kaum zu meistern gewesen. Vom jenseitigen Ufer aus habe er dann etwa 50 Meter unterhalb des Flusses ein Krokodil treiben sehen, das anscheinend leblos war. Mein Gewährsmann war der Ansicht, daß die Bestie unter Wasser versucht hatte, das Pferd anzugreifen, hierbei aber von diesem durch einen Schlag auf den Kopf betäubt worden und in diesem Zustande von der Strömung weggeführt worden sei.

Wie klug und listig die Tiere zu Werke gehen, das mögen folgende Fälle zeigen. In Mamfe am Croßfluß beobachtete ich vom hohen Ufer aus ein mächtiges Krokodil, das einer Schlange gleich sich ruhig durch den Fluß bewegte und, einem schwimmenden Holzstück ähnlich, sich regungslos treiben ließ, als ein mit zahlreichen Schwarzen besetztes Kanu vom anderen Ufer abstieß. Es war am Abend in der Dämmerung. Als das Boot von der Strömung erfaßt wurde und talwärts trieb, hatte auch das Krokodil bereits das Kanu erreicht, und in einem Abstand von 2 bis 3 Meter folgte es ihm beharrlich. Merkwürdig war, daß keiner der Insassen von dem Tiere etwas bemerkte, während doch ich, trotz des schwindenden Tageslichts, aus der Ferne alles beobachten konnte. Das Tier mochte damit gerechnet haben, daß einer der Fahrgäste auf die eine oder andere Weise ins Wasser geraten könnte. So kann man es sich dann wohl auch erklären, wenn bei Bootskatastrophen in Afrika oft von Krokodilen die Rede ist. Wenn diese auch erst immer dann auftauchen, wenn das Fahrzeug umgeschlagen ist, so folgen sie ihm doch oft geschickt schon lange vorher, ohne daß man von ihrer Anwesenheit auch nur das geringste wahrnehmen konnte.

Von demselben Platz aus, von dem ich das vorerwähnte Krokodil beobachtete, sah ich eines andern Tages, wie jenseits des Flusses wieder eine solche Echse, diesmal jedoch stromaufwärts, zog. Ags das Reptil an die Stelle kam, wo ein von wasserschöpfenden Eingeborenen ausgetretener Pfad zum Flusse führte, tauchte es plötzlich unter, um erst nach etwa 20 Minuten wieder zum Vorschein zu kommen. Offenbar hatte es hier auf der Lauer gelegen, glücklicherweise jedoch ohne Erfolg. Es zog dann noch etwa 50 Meter weiter und hielt sich schließlich in der Nähe des Landes, nur die Nasenlöcher aus dem Wasser hervorstreckend.

Das stärkste Krokodil, welches ich während meines mehr als 10jährigen Aufenthalts in Kamerun erblickte und dem ich mich mit dem Kanu bis auf etwa 40 Meter genähert hatte, mochte wohl fünf Meter lang gewesen sein. Malerisch lag es auf dem senkrecht zum Flusse abfallenden Wurzelballen eines vor nicht allzu langer Zeit gestürzten Baumriesen. Leider habe ich das Tier auf so nahe Distanz überschossen. Die geringste Bewegung eines im Kanu sitzenden Negers genügt, um beim Abkommen mit der Präzisionswaffe das nicht allzu große Ziel zu fehlen. Das Krokodil lag, seiner Gewohnheit gemäß, mit dem Kopf dem Wasser zugewandt, das es aber merkwürdigerweise bei Abgabe des Schusses nicht durch einen direkten Sprung zu erreichen suchte, sondern es kam, mit dem Riesenschädel eine sich überschlagende Wendung nach hinten machend, blitzschnell von seiner erhöhten Lage heruntergerasselt, um in die Fluten zu tauchen.

Eigenartig ist das gute Einvernehmen zwischen Krokodil und einer kleinen Art Strandvögel, die im aufgesperrten Rachen der Reptilien einherstolzieren und sie von Kerbtieren und Egeln befreien. Vor allem kommt hier der Krokodilwächter, Cursorius aegyptius, in Frage, ein etwa 22 Zentimeter großer Vogel aus der Familie der Regenpfeifer, der über ganz Afrika verbreitet ist.

Von den vielen Krokodilen, die der Jäger anschweißt, erhält er durchschnittlich wohl kaum mehr als 10 Prozent, weil alle, auch die tödlich getroffenen, im Wasser untergehen und erst nach einigen Tagen, mit Gasen aufgefüllt, wieder an die Oberfläche kommen.

A. Ritter.

Auch Bäume können „erfrieren"

Der Winter meldet sich an. Schon zeigt das Thermometer mehrere Grad Frost, und bis um Mittag liegt der Reif an den Nordhängen. Ein harter Winter kann unsern Holzpflanzen empfindlichen Schaden zufügen. Das hat schon mancher Obstzüchter, aber auch mancher Forstmann zu seinem Leidwesen erfahren. In größerem Umfange zeigten sich derartige Schäden in dem erbarmungslos kalten Winter 1928/29, in dem im südlichen Ostpreußen bis zu 40 Grad Kälte herrschten. Was Wunder, wenn bei solchen Temperaturen Bäume Schaden leiden!

Worin besteht nun der Schaden des Frostes? Einmal werden Triebe, Blätter und Nadeln getötet und Zuwachsverluste herbeigeführt — im Walde wird dadurch die dem Forstmann so erwünschte Naturverjüngung beeinträchtigt —, und zum andern entstehen Frostrisse und Frostkrebs. Die Folgen des letzteren können wir in vielen Obstanlagen unserer Provinz beobachten. Stattliche Bäume, ehedem die Freude des Gärtners, sind heute sieche Krüppel und schrumpfen von Jahr zu Jahr, bis sie eines Tages dem Sturme erliegen, sofern sie die Axt noch schonte. Alle diese Bäume tragen den Todeskeim längst in sich. Der Frost ist ihnen zum Verhängnis geworden.

Wie können nun derartige Schäden entstehen? Rufen wir uns wieder den Winter 1928/29 ins Gedächtnis. Als der Frost Ende Januar nach schönen Tagen einsetzte, während des Februars seinen Höhepunkt erreichte und im März noch anhielt, waren die Gewebe bereits saftgefüllt. Mit der Eisbildung wurde überaus viel Wasser entzogen, was zu den bekannten Erscheinungen führte (Risse mit ihren Folgen), die sich wohl nirgends deutlicher als in unsern Obstgärten zeigten. Gerade diese Schäden waren schwerwiegender als die, die der Frost unverholzten Trieben, Blättern und Blüten zufügte.

Die Frostempfindlichkeit der einzelnen Bäume ist verschieden. Eiche, Buche, Edelkastanie, Esche, Akazie und Tanne gelten im allgemeinen als wenig empfindlich gegen Frost. Freilich kommt es auf den Standort des Baumes an, also darauf, ob die (eingeführte) Pflanze einen wärmeren oder kälteren Standort hat, als in ihrer ursprünglichen Heimat. Daher wird der Gärtner oder Forstmann, der Pflanzen einführt, darauf bedacht sein, sich Pflanzen aus klimatisch gleichen Bezirken zu verschaffen. Diese Forderung, die auch für die Beschaffung anderen Saatgutes gilt, ist für unseren Osten besonders wichtig, da die meisten Pflanzen ja aus wärmeren Gegenden zu uns gelangen.

Der Forstmann hat zur Verhütung oder doch Verminderung der Frostschäden zu verschiedenen Mitteln gegriffen. So pflegt er den Plenterbetrieb und den Schirmbetrieb, bei dem die Mutterbäume dem Jungwuchs Schutz gewähren. Beim Plenterschlagbetrieb oder Femelschlagbetrieb werden Jahresschläge gelichtet, aber unter Beibehaltung von Ueberhältern, also Bäumen, die bis zum zweiten Hieb stehen bleiben. Die Niederlegung solcher Waldstücke erfolgt also allmählich. Heute gibt der Waldbesitzer aber mehr und mehr dem Saumschirmschlagverfahren den Vorzug und versucht durch Naturverjüngung frostharte Hölzer zu erzielen.

Schlimmer ist der Obstzüchter dran, trifft ihn doch bei der geringen Anzahl von Obstbäumen ein Verlust ungleich härter. Und je edler die Obstsorten sind, desto größer ist der Schaden. So büßten in dem schon mehrfach erwähnten kalten Winter 1928/29 einzelne Obstzüchter weit über 50 Prozent ihres Bestandes ein. Für den Obstzüchter kommt es also in erster Linie darauf an, klimagleiches Pflanzengut zu verwenden.

sch.

Für den Naturfreund

Wie der Hühnerhabicht stößt

Daß der Hühnerhabicht, der in unserer Gesetzgebung wie Sperber und Rohrweihe keine Schonung genießt, ein äußerst verwegener Raubvogel ist, ist jedem Jäger bekannt. Er schlägt so ziemlich alles, was sich draußen zeigt, vom Kleinvogel bis zur Krähe, vom Rebhuhn bis zum Hasen. So scheu der Vogel auch ist, und so sehr er das Bestreben hat, dem Menschen auszuweichen, so verleitet ihn seine Raublust zuweilen doch zu Unbesonnenheiten. So kommt es vor, daß er in blindem Jagdeifer auf ein vom Jäger soeben geschossenes Rebhuhn stößt und mit dieser Beute im Fange abstreicht, wenn er nicht gerade durch einen rasch hingeworfenen Schuß des Jägers daran verhindert wird. Von glaubwürdigen Zeugen ist sogar berichtet worden, daß der Hühnerhabicht zuweilen auch Rehkitze zu schlagen versucht. Das sind aber zweifellos Ausnahmen. Was den Habicht so gefährlich macht, ist die Gewandtheit, die er aufzubringen vermag: er holt seine Opfer nicht nur im Fluge wie der Wanderfalke, sondern stößt auch auf sitzendes, sich drückendes Wild und ebenso auf die schwimmende Ente und anderes Wasserwild. Daher haben Vögel und auch Säuger bei seiner Annäherung das Bestreben, sich zu verbergen und jede Bewegung zu vermeiden.

sch.

Warum Salzlecken?

Salzlecken sind jedem Heger bekannt. Und doch vermißt man sie noch hier und dort. Das mag in der Hauptsache auf Bequemlichkeit einzelner zurückzuführen sein, die die verhältnismäßig geringe Mühe der Anlage solcher Einrichtungen scheuen.

Was soll denn durch Salzlecken erreicht werden? Wenn die in der natürlichen Aesung des Wildes vorkommenden Mineralbestandteile auch genügen, um den Bedarf des Körpers an Chlor und Natrium zu decken, so wechselt der Kochsalzgehalt der Pflanzen bei den einzelnen Bodenarten zuweilen doch erheblich. Der Kochsalzhunger mancher Pflanzenfresser ist ja aber genugsam bekannt. Der Heger hat also zunächst die Aufgabe, festzustellen, ob ein Kochsalzhunger bei seinem Wilde besteht. Das Kochsalz hat aber noch eine appetitanregende und die Verdauung fördernde Wirkung. Und schließlich gibt es wohl kaum ein billigeres und zuverlässigeres Mittel, das Wild ans Revier zu gewöhnen, als Salzlecken. Allerdings muß es sich erst mit ihnen vertraut machen.

Die einfachste Art der Salzdarbietung ist die Lehmsulze. Reiner, sandfreier Lehm wird mit Kochsalz gemischt und in ausgehöhlten Stämmen oder hohlen Eichen- oder Buchenstubben dem Wilde dargereicht. Die im Handel erhältlichen Salzlecksteine enthalten noch phosphorsauren Kalk und verschiedene Lockmittel. Bettet man derartige Steine in die selbst hergerichteten Lehmsulzen, so gewöhnt sich das Wild in kurzer Zeit sicher an derartige Einrichtungen. Zweckmäßig ist es, wenn man die Lecken, die nicht nur von Schalenwild, sondern auch Hasen und Federwild gern genommen werden, in der Nähe von Futterstellen anbringt und mit ihrer Anlage nicht erst den Beginn des Winters abwartet.

sch.

Welche Eulen nützen dem Menschen am meisten?

Der Nutzen der Eulen ist heute dank der nicht ruhenden Aufklärungsarbeit wohl allgemein bekannt, nachdem sich der Mensch jahrhundertelang an diesen nützlichen und schönen Vögeln arg versündigt hat. So segensreich Wald- und Steinkauz, sowie Schleiereule, unsere häufigsten Eulenarten, durch Vertilgung der verschiedensten Schädlinge, namentlich von Mäusen, auch wirken, Waldohreule und Sumpfohreule übertreffen sie hierin doch noch. Beide Eulen sind die denkbar nützlichsten Geschöpfe, deren Tätigkeit für den Menschen noch bedeutsamer ist, als die des Turmfalken und die der eifrigsten Insektenjäger unter den Singvögeln. Infolge ihrer versteckten Lebensweise wird die Waldohreule oft übersehen. Der Sumpfohreule begegnet man in vielen Gegenden am ehesten noch im Herbst auf dem Zuge. Wer sich heute noch gegenüber unsern Eulen, die ja längst geschützt sind, vergeht, der sollte unnachsichtlich zur Anzeige gebracht werden. Nur Dummheit und Roheit können diesen Vögeln noch verhängnisvoll werden.

Ärztlicher Rat

Sie sind tatsächlich jünger — wenn Sie sich jünger fühlen

In letzter Zeit ist von verschiedenen Gelehrten eine ganze Reihe sehr wichtiger Forschungsergebnisse zu einem Thema veröffentlicht worden, das wohl jeden Menschen vielleicht von allen wissenschaftlichen Fragen am meisten interessiert: wir meinen die Probleme des Alterns. Der nachstehende Artikel gibt einen kurzen Bericht über diese neuen Arbeiten.

Wir alle haben wohl schon davon gehört — oder entsprechende Erfahrungen bereits selbst gemacht — daß dem Menschen die Zeit immer rascher zu vergehen scheint, je älter er wird. Die scheinbar so gleichmäßige astronomische Einheit „ein Jahr" umschließt für ein zehnjähriges Kind zweifellos einen viel längeren „subjektiven Zeitraum", als etwa für einen vierzigjährigen Menschen, der an seinem nächsten Geburtstag mißmutig feststellt, daß das letzte Jahr wieder einmal geradezu unwahrscheinlich schnell vergangen sei. Das alles ist hinreichend bekannt — nur hat man bisher gedacht, daß es sich hier nur um rein persönliche psychologische Fragen, nicht aber um wirkliche Unterschiede der „wirklichen", der astronomischen Zeit, und der „Körperzeit" des jungen und alten Menschen handelt.

Körperzeit? So etwas gibt es nämlich, die Wissenschaft hat es gerade erst herausgefunden, und die Gelehrten sprechen jetzt in diesem Zusammenhang vom „physiologischen Jahr", das sie dem astronomischen gegenüberstellen. Es hat sich beispielsweise gezeigt, daß eine Wunde von bestimmter Größe vom Organismus eines Zehnjährigen in einem Viertel der Zeit geheilt wird, die ein Fünfzigjähriger dazu braucht. Das heißt aber nichts anderes, als daß die Zeit für den Fünfzigjährigen — physiologisch gesehen — viermal so rasch wie für den Zehnjährigen verläuft. Aus der Heilungsgeschwindigkeit läßt sich mit mathematischer Gesetzmäßigkeit das „physiologische Alter" eines Menschen, d. h. das Alter seines Körpers, feststellen.

Jeder ist so alt, wie er sich fühlt

Wohl jeder von uns kennt Menschen, die wesentlich jünger oder älter aussehen, als sie nach ihrer Geburtsurkunde eigentlich sind. Das ist eine Binsenweisheit, aber man hat bisher noch nicht gewußt, daß in solchen Fällen das „scheinbare" Alter des Betreffenden das richtige — d. h. physiologische — Alter ist, während das astronomische Alter „falsch" sein kann. Wenn etwa eine Frau von 35 Jahren wie eine Fünfundzwanzigjährige aussieht — wobei natürlich von kosmetischen Verschönerungskünsten abzusehen ist! —, dann ist sie meistens auch tatsächlich jünger, als ihr Paß angibt! Eine Unmenge Beweismaterial von Patienten, die irgendeine Wunde aufwiesen, liegt vor. Es zeigte sich, daß zwar in der Mehrzahl der Fälle (etwa 80 Prozent) das physiologische Alter mit der Geburtsurkunde übereinstimmte — die Wunden heilten also in der für das jeweilige Alter in Betracht kommenden Zeit —, daß aber daneben immer wieder Patienten beobachtet wurden, deren Körpersubstanz erheblich „älter" oder „jünger" war. Dementsprechend verhielt sich bei ihnen auch der „Heilungsindex". Die modernste Wissenschaft hat also jetzt die Wahrheit jener alten Volksweisheit nachgewiesen: „Jeder ist so alt, wie er sich fühlt."

Langlebigkeit ist erblich

Die Wissenschaft ist sich bisher nicht ganz darüber klar gewesen, inwieweit das Lebensalter eines Menschen von äußeren Faktoren — Lebenshaltung, Beruf usw. — und wieweit es von den jeweiligen Erbanlagen bedingt wird. Nun ist es selbstverständlich, daß ein Mensch durch unvernünftige Lebensweise, durch berufliche Ueberbeanspruchung usw. sein Lebensalter möglicherweise verkürzen kann und umgekehrt — andererseits haben aber gerade die neuesten Forschungsergebnisse auf diesem Gebiet eindeutig festgestellt, daß wie so vieles andere auch unser Lebensalter sehr wesentlich von den Gesetzen der Vererbung beherrscht wird. Professor Vogt hat kürzlich eine größere Anzahl eineiiger Zwillingspaare — bekanntlich die beliebtesten „Versuchskarnickel" der Vererbungsforscher, weil derartige Zwillinge völlig gleiche Erbanlagen aufweisen — untersucht, die im Alter von 55 bis 80 Jahren standen. Es ergab sich, daß bei sämtlichen Zwillingspaaren, die teilweise unter sehr verschiedenen äußeren Bedingungen gelebt hatten, eine geradezu verblüffende Uebereinstimmung der jeweiligen Altenssymptome (Ergrauen der Haare usw.) festzustellen war. Selbst die Augenlinsen sämtlicher Zwillinge zeigten stets bei beiden Partnern fast genau die gleichen Altersveränderungen!

Ferner haben amerikanische Versicherungsfachleute in letzter Zeit ein riesiges Material von Versicherungsfällen durchgearbeitet und das Sterbealter ihrer Versicherten in Vergleich gesetzt mit dem jeweiligen Alter, das die Eltern der Versicherten erreichten. Dabei ließen sich deutlich zwei Gruppen unterscheiden: Versicherte, deren Eltern ein relativ hohes Lebensalter erreicht haben, und eine zweite Gruppe, bei der ein Elternteil oder beide Eltern in einem Alter von unter 50 Jahren gestorben sind. In der Gruppe der Versicherten mit den langlebigen Eltern war die Sterbeziffer ganz erheblich günstiger — der Unterschied betrug rund 30 Prozent. Dieses Resultat beweist, daß — auf den großen Durchschnitt berechnet — Kinder langlebiger Eltern gute Aussichten haben, selbst ein hohes Alter zu erreichen.

Frauen werden durchschnittlich älter als Männer

Ein deutscher Wissenschaftler hat sich der Mühe unterzogen, sämtliche ihm irgend erreichbare Personen zu untersuchen, die ein tatsächlich beglaubigtes Alter von hundert Jahren und darüber aufwiesen. Nach langen Bemühungen glückte es ihm, insgesamt 124 Personen dieses ehrwürdigen Alters aufzufinden — darunter waren 81 Frauen und nur 43 Männer! Nach diesen Feststellungen wäre also die Wahrscheinlichkeit, hundert Jahre alt zu werden, bei einer Frau doppelt so hoch wie bei einem Mann. Die Ursachen der größeren Männersterblichkeit sind unschwer festzustellen: körperliche und geistige Schwerarbeit, Kriegsdienst usw. bringen durch direkte Unfälle und Verletzungen oder indirekt durch frühzeitige „Abnutzungskrankheiten" erhöhte Gefahren mit sich. Allerdings verteilen sich Krankheit und Tod als solche in den einzelnen Altersklassen sehr verschieden über die beiden Geschlechter. Denn wenn auch, im ganzen genommen, der Mann etwas geringere Lebensaussichten hat, lehrt uns doch die Krankheits- und Sterblichkeitsstatistik, daß es im Laufe des Lebens Zeiten gibt, in denen die Frau weit mehr gefährdet ist als der Mann. Auch die Frau hat von Natur aus ihren lebenswichtigen, schweren und mit besonderen Gefahren verbundenen Beruf: die Geburt der Nachkommenschaft. In der Tat finden wir in den Jahren der größten weiblichen Fruchtbarkeit auch eine erhöhte, das männliche Geschlecht übertreffende weibliche Sterblichkeit.

Die Ehe verlängert das Leben

Die „Ledigen" schließlich, die ja schon im Altertum ein besonderes Problem der Bevölkerungspolitik darstellten, spielen bei beiden Geschlechtern eine Sonderrolle. Auch hier läßt sich natürlich nur über die Gesamtheit der Unverheirateten, nicht aber über den Einzelfall ein Urteil abgeben. Wir wissen heute, daß der Ledige im allgemeinen ein geringeres Alter erreicht als der Verheiratete, was wohl auf eine unstetigere, oft weniger geregelte Lebensführung zurückzuführen ist. Es braucht sich durch diese Feststellung gewiß nicht jeder männliche oder weibliche Junggeselle getroffen zu fühlen, aber durchschnittlich ist das Leben der Ledigen tatsächlich kürzer.

Dr. W. Hansen.

Die Zuckerkrankheit und ihre Beschwerden

Von Frau Dr. Külz, Sanatoriumsleiterin.

Wenn auch der Diabetiker kaum unter merklichen Schmerzen zu leiden hat, so bringt die Krankheit, namentlich bei Vernachlässigung, doch bedenkliche Beschwerden mit sich.

Der Kranke fühlt sich matt und schlaff, wie zerschlagen am ganzen Körper. Er hat schlaflose Nächte.

Sein Stuhlgang ist unregelmäßig. Meist leidet er an Verstopfung.

Geschlechtsstörungen machen sich bemerkbar. Bei den Frauen zeigen sich Menstruationsunregelmäßigkeiten, während das männliche Geschlecht sich oft über Impotenz beklagt.

Unangenehm machen sich oft die Hautstörungen beim Diabetiker bemerkbar. Wie viele Male muß er sich mit Karbunkeln und Furunkeln abplagen! Kaum ist eine Schwäre beseitigt, tritt die andere schon wieder auf. Und wie schwierig ist die Heilung; wie lange Dauer erfordert sie!

Bei vielen Patienten stellt sich Jucken über den ganzen Körper ein. Es ist, als ob Ameisen über die Haut liefen. Frauen haben diesen so störenden, unangenehmen Juckreiz besonders.

Auch die Sinnesorgane bleiben von der so harmlos scheinenden, aber heimtückischen Krankheit nicht verschont.

Das Sehen läßt nach. Es liegt wie ein Schleier vor den Augen des Leidenden.

Das Gehör ist nicht mehr so zuverlässig, wie es früher war. Ein Sausen und Brausen vor dem Ohr beeinträchtigt die normalen Töne.

Zuweilen ist der Geruch weniger scharf.

Auf der Zunge macht sich ein unangenehmer Beigeschmack beim Essen und Trinken bemerkbar, sei er süß, sauer, bitter oder fade, faulig und dergleichen. Wie oft muß man hören: „Es schmeckt mir alles wie Stroh."

Auch das Tastgefühl wird unzuverlässig. Man hat die Meinung, als könnte man nichts richtig festhalten, als wäre beim Ergreifen irgendeines Gegenstandes das Empfinden abgestumpft.

Aeußere Beschwerden geben sich an Nägeln, Haaren, Zähnen kund.

Die Nägel werden spröde, was namentlich beim Schneiden derselben auffällt.

Der Haarwuchs, welcher vielleicht vor einiger Zeit noch recht üppig war, wird spärlicher und spärlicher. Zuletzt ist die Platte da, und es wird in der Verzweiflung nach der Perücke gegriffen.

Noch unangenehmer dürfte das Ausfallen der Zähne empfunden werden. Einem 50jährigen, gesunden — wie allgemein angenommen wurde — Mann fielen plötzlich einige Vorderzähne aus. Das Zahnfleisch war zurückgetreten und hatte seine Spannkraft verloren. Sein damaliger Arzt verschrieb Myrrhentinktur zur Einreibung des Gaumens. Es nützte leider nichts, und der Patient mußte sein schönes, bis dahin tadelloses Gebiß hergeben. Erst viel später wurde Zucker bei ihm entdeckt, glücklicherweise, noch nicht zu spät!

Unerträglich für den Diabetiker ist auch das Heißhungergefühl. Er ißt und ißt und wird nicht satt. Er „verschlingt", könnte man sagen, unheimliche Mengen von Nahrungsmitteln und nimmt trotzdem nicht an Gewicht zu, ja, es tritt oft eine bedeutende Abmagerung ein.

Noch unangenehmer wird zumeist das Durstgefühl empfunden. Man hüte sich, darüber zum Gewohnheitstrinker zu werden! Durch die abnorme Flüssigkeitsaufnahme stellt sich häufig Polyurie, eine übermäßige Harnabsonderung, ein.

Nun die rheumatischen Schmerzen und die Gicht. Beide können die Folgen von Diabetes sein, müssen es aber nicht. Hängen sie mit der Zuckerkrankheit zusammen, so werden auch diese Leiden beseitigt sein, sobald der Zucker verschwunden ist.

Wollte man alle Beschwerden anführen, worüber der Diabetiker klagt, so könnte man Bände schreiben. Denn der Patient pflegt, ach, wie oft! Neurastheniker zu sein. Und das ist eine traurige Beigabe: die Nerven.

Wie mancher Kranke berichtet: „Ich hatte früher überhaupt keine Nerven." Dann „klappt er zusammen" und weiß sich vor Neurasthenie oder Hysterie (namentlich der weibliche Patient) nicht zu retten. Er wird stark reizbar.

Manchesmal entsteht die Frage: Wurde der Kranke zuerst nervös und bekam er in der Folge davon Zucker; oder hatte er Zucker und fiel aus diesem Grunde einer großen Nervosität anheim? Ich nehme das letztere an. Aber trotzdem soll der Leidende gegen seine Energielosigkeit kämpfen. Denn gerade diese beiden Krankheiten, wo sie unzertrennlich sind, bilden immer wieder Ursache und Folge; d. h.: Solange Zucker vorhanden ist, steigt die Nervosität, zuweilen bis zur Unerträglichkeit. Und sind die Nerven „auf dem Hund", wird auch der Zucker nicht abnehmen.

Ich möchte nicht zur Erhöhung der Reizbarkeit beitragen. Ich weiß, daß sich viele Patienten, infolge ihres zerrütteten Nervensystems, alle Beschwerden und Nebenerscheinungen des Diabetes, die oft nur teilweise vorhanden sind, felsenfest einreden, wenn sie dergleichen lesen, und dadurch ihren Zustand verschlimmern. Deshalb schließe ich diesen Artikel mit dem Hinweise, daß alle Krankheiten, die eine Folgeerscheinung des Zuckes sind, auch mit diesem ausgeheilt werden. Also: Kopf hoch!

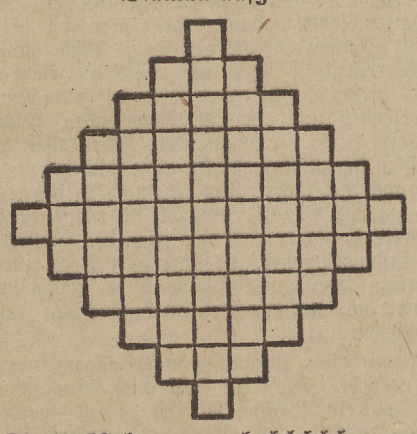
Für besonders interessierte Leser sei noch erwähnt, daß im Bruno Wilkens Verlag in Hannover-Buchholz zum Preise von 1.80 RM folgendes Buch von Frau Dr. Külz erschienen ist: „Dauerheilung der Zuckerkrankheit."

Die häufigste Todesstunde

Schon seit langem ist es aufgefallen, daß die Todesfälle an bestimmten Stunden des Tages sich häufen. Man hat diese Erscheinung mit den verschiedensten Ursachen in Zusammenhang gebracht, ohne Beweise für die Annahme, wie Einfluß kosmischer Kräfte oder Erdstrahlen, zu bringen. Die beiden Forscher H. J. Insatz und E. Eckardt haben nun wie „Der Naturforscher" mitteilt, anhand amtlichen Materials 3294 Todesfälle aus den letzten sechs Jahren zusammengestellt, ohne jedoch ausgesprochene Unglücksfälle und Fälle von Selbstmord einzubeziehen. Es ergab sich, daß die größte Sterblichkeit morgens zwischen 4 und 5 Uhr liegt, während sie um 24 Uhr am geringsten ist und zu anderen Tageszeiten erheblich schwankt. Es wird von den Forschern als bemerkenswert angeführt, daß die Tagesschwankungen der elektrischen Leitfähigkeit einen ähnlichen Verlauf nehmen wie diese Kurve der Sterbehäufigkeit. Als Stunden größter Leitfähigkeit hat man nämlich ebenfalls die Zeit zwischen 4 und 5 Uhr ermittelt.

Wer kann raten?

Diamantaufgabe



Die Buchstaben aaaaaa b chchchch eeeeee ggg i k ll mm nn oooooo pp rrrrrr ssss ttttttt uuuuuuu verwende man zur Füllung der waagerechten Reihen wie folgt: 1. und 11. zwei Vokale, 2. Nibelungenfigur, 3. Stadt in Lettland 4. Stadt in der Grenzmark Posen-Westpreußen, 5. Blasmusiker, 6. ostpreußischer Kampfflieger, 7. Stadt an der Angerapp, 8. ostpreußischer Bahnknotenpunkt, 9. Stadt im polnischen Korridor (unweit der Brahe), 10. luftförmiger Brennstoff. — Die mittelste Senkrechte ergibt wieder den Namen des ostpreußischen Flugzeugführers.

Besuchskartenrätsel

ALB. RUNDWEG

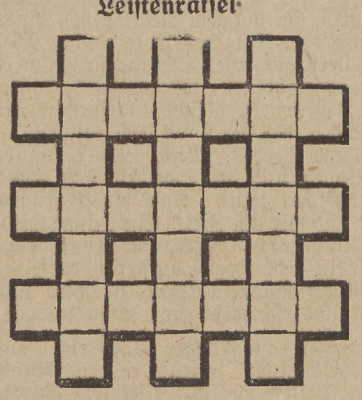
In welcher schlesischen Stadt wohl Herr Rundweg?

Wortergänzung

. A . A . E . L .
D . S . E . O . A
. E . U . A . E .
S . H . I . T . R
. A . M . T . D .
F . H . S . U . L
. N . E . I . U .
R . M . C . E . D
. U . G . R . E .

Die Punkte sollen durch Buchstaben ersetzt werden, daß die waagerechten Zeilen Wörter mit folgender Bedeutung ergeben. 1. Kleinigkeit, 2. Gestalt aus „Othello", 3. biblische Stadt, 4. landwirtschaftl. Arbeiter, 5. Stadt in Hessen, 6. Aufzug, 7. Maschinenbauer, 8. Stadt in Westfalen, 9. europäisches Kontinent. Die Diagonale von links oben nach rechts unten nennt dann ein fossiles Harz.

Leistenrätsel



Senkrecht: 1. Familienmitglied, 2. zweistellige Zahl, 3. Unnachsichtigkeit.

Waagerecht: 1. und 2. = ostpreußischer Dialektschriftsteller, 3. eßbare Fischsorte (Pl.).

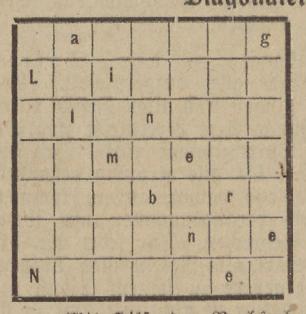
(Buchstaben: a—b—c—e—e—e—e—e—g—g—h—h—i—j—n—n—n—n—o—o—r—r—r—r—r—s—s—t—t—t—u—z.)

Zur Ergänzung

Wan—ern——re, Sc—w——nesta—l, Uhrze—————r, Me—sc—, Fußb————, W—i——erg, St——n—ilz, W———d—a—ender, R——schen.

Werden die Lücken durch entsprechende Buchstaben ergänzt, erhält man bekannte Wörter. Die gedachten Buchstaben, aneinandergereit, bezeichnen eine schluchtenreiche Gegend bei Elbing.

Diagonalenrätsel



Hansestadt
Stadt in Sachsen
Speisefisch
Stadt in Bayern
Stadt im Ermland
Zeitmaß
europäisches Meer

Mit Hilfe der Buchstaben a bbb ddd eeeeee f ggg h i k m o p rrrr sss uuuu z sind die gesuchten Wörter einzutragen; sodann nennt die Diagonale, von links oben gelesen, eine Ortschaft im Danziger Freistaat.

Immer im Gang.

Vergehend ich enteile,
Anhalten kann ich nicht.
Ich teile und ich heile,
Blas aus dein Lebenslicht.
Auch du kannst tot mich schlagen
(Der Volksmund sagt es dir).
Mich bringt der schnellste Wagen
Bin fort ich, nicht zu dir.

Suche die Städte!

Saale — Kinzig — Oder — Emscher — Neckar — Elbe — Donau — Spree — Ruhr — Pegnitz.

An jedem dieser Flüsse suche man eine bekannte Stadt. Die Anfangsbuchstaben dieser Städte nennen im Zusammenhang eine Stadt in der Provinz Sachsen an der Zorge.

Ergänzungsaufgabe

po — um
gi — el
zi — de
pi — el
an — il
sp — ne
ly — rg
wi — el
os — rn

Bei den vorstehenden Wörtern sind die beiden mittleren Buchstaben derart zu ergänzen, daß die gefundenen Buchstaben, von oben nach unten gelesen, eine interessante Gegend Ostpreußens nennen.

Auflösung der Rätsel aus der vorigen Nummer

Kreuzworträtsel: Waagerecht: 1. Thermometer, 6. Ei, 7. Gosau, 8. re, 9. Oka, 11 Erato, 14. Glas, 16. Lahr, 18. Rasse, 19. Strom, 20. Arche, 22. Emma 23. Galan, 26. des, 28. Seite, 29 Po, 30. Echterdingen.

Senkrecht: 1. Telegraphie, 2. Moor, 3. Oskar, 4. Maat, 5 Reformation, 10. Klara, 11. Esseg, 12. Olten, 13. Thoma, 15. Asch, 17. Arm, 21. Kleid, 24. Ader, 25. Asti, 27. ich.

Magisches Quadrat 1. Zebra, 2. Email, 3. Basel, 4. Riese, 5. Allee.

Buchstabenscherz: welt unter g an G = Weltuntergang.

Homogramm:

S G M
S O R A U
G R E I Z
M A I N Z
U Z Z

Zweierlei: Beet — Bett.

Ohne Mitte: Gauleiter Streicher.

Arithmetische Aufgabe: a = Kreis, b = Eis, c = Safe, d = Alt, e = Seal, f = Durchbruch, g = Bruch, h = Fregatte, i = Gatte, k = Udet, l = t, x = Kraft durch Freude.

„Sehr brauchbar". Der Wind.

Wo deutsche Krieger in Ostpreußens Erde ruhen

Der Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge erhält, ganz auf freiwillige Spenden gestützt, die Gräber deutscher Soldaten in fremder Erde und baut sie aus. Der Gau Ostpreußen-Danzig des Volksbundes, dessen Gauführer Heeresoberpfarrer Trepte ist, hat es sich zur Aufgabe gesetzt, in der Provinz Ostpreußen und im Freistaat Danzig für den Gedanken der Heldenehrung zu arbeiten.

Die Tätigkeit des Gaues Ostpreußen-Danzig des Volksbundes Deutsche Kriegsgräberfürsorge hat in diesem Jahre ein neues, bedeutendes Aufgabengebiet zugewiesen erhalten. Die Kriegsgräber auf ostpreußischem Boden, die von amtlichen Stellen betreut werden, müssen in ihrem augenblicklichen Zustand erhalten werden. Die ostpreußischen Landkreise, denen bisher die Aufgabe zufiel, mit bescheidenen Reichsmitteln die Gedenkstätten, Heldenfriedhöfe und Kriegsgräber zu erhalten, haben sich an den Volksbund mit der Bitte gewandt, durch seine Gutachtertätigkeit ihr Werk zu erleichtern. Da der Volksbund großen Wert auf die Einheitlichkeit des Baustils und des Bauwillens legt, hat er die Aufgabe begrüßt, die ihm hier in Ostpreußen geboten werden soll. Der Volksbund wird schon in Kürze mit Reichsmitteln und eigenen Mitteln daran gehen, die ostpreußischen Heldenfriedhöfe auszubauen.

Die ostpreußische Wehrmacht, an der Spitze der Kommandierende General des 1. Armeekorps und Befehlshaber im Wehrkreis I, Generalleutnant von Brauchitsch, hat den Gedanken, würdige Ehrenstätten auf ostpreußischem Boden zu schaffen, sofort aufgegriffen. Auch Oberpräsident und Gauleiter Koch und Obergruppenführer Schoene bringen den Plänen des Volksbundes größtes Interesse entgegen.

Als erste Arbeit wird der Volksbund auf dem Truppenübungsplatz in Arys, dicht an der Straße Arys—Johannisburg, die dort liegenden Soldatengräber zu einem Heldenfriedhof ausbauen. Die Baupläne sind in Arbeit genommen. Bei dem Entwurf der neuen Anlage hat der Architekt des Volksbundes, Robert Tischler, sowohl den Gedanken der Heldenehrung als auch die Absicht, an dieser Stelle Feldgottesdienste für die Truppen abzuhalten, berücksichtigt.

Nach Arys soll der Heldenfriedhof in Thalussen bei Lyck, der auf dem Wachtberg liegt, wesentlich ausgebaut werden. Die Gedenkstätte in Thalussen besitzt bereits sehr schöne Anlagen, sie sollen aber noch bedeutend erweitert werden.

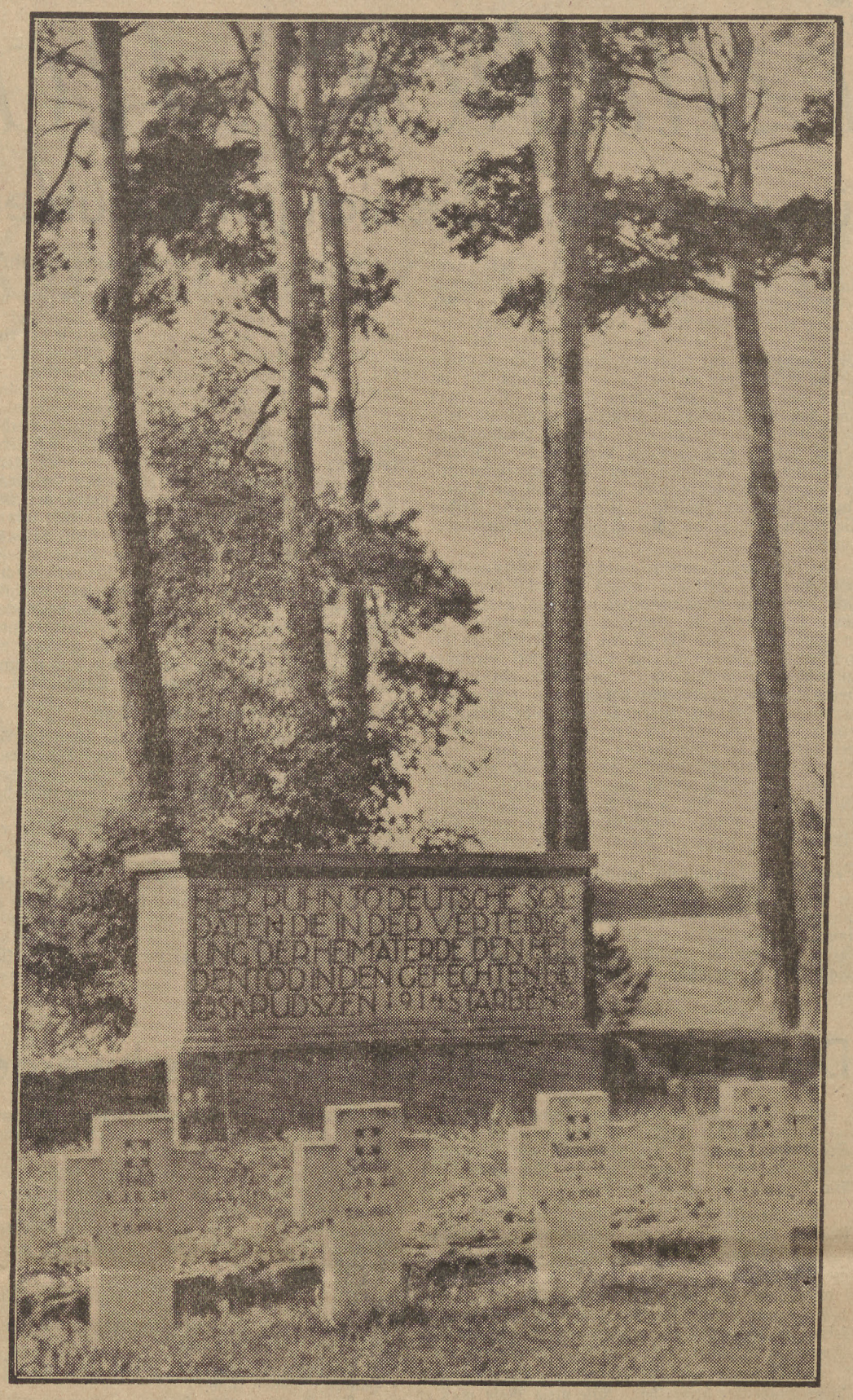
Ostpreußens schönster Heldenfriedhof auf der Jägerhöhe in Angerburg wird ein gewaltiges Hochkreuz erhalten, das weit über die Landschaft hinausragen wird. Die Wege im Innern des Heldenfriedhofs werden schmäler werden. Störendes wird beseitigt und Neues geschaffen werden, damit der Heldenfriedhof in Jägerhöhe zu einer wirklichen Weihestätte wird.

Als letztes Werk ist der Ausbau einer Weihestätte in Mattischkehmen, südöstlich von Gumbinnen, vorgesehen. Dort ruhen viele deutsche Soldaten, die am 20. August 1914 in der Schlacht bei Gumbinnen ihr Leben ließen.

Die Besucher Ostpreußens werden aber in wenigen Jahren auch im Osten der Provinz überall auf würdige Gedenkstätten für die Gefallenen stoßen.

Die Gutachtertätigkeit des Volksbundes wird sich ferner auf die Heldenfriedhöfe erstrecken, die in verschiedenen ostpreußischen Städten anzutreffen sind. Da ist u. a. der Ausbau des Garnison- und Heldenfriedhofs in Insterburg vorgesehen, der dicht vor den Toren der Stadt an der Straße nach Nordenburg liegt. Geplant ist ferner, die Heldenfriedhöfe in Sensburg und in Bartenstein zu Ehrenstätten umzubauen.

Der Volksbund will vor allem die Friedhöfe Ostpreußens ausbauen, auf denen deutsche Soldaten unmittelbar nach der Schlacht zur letzten Ruhe gebettet wurden. li.



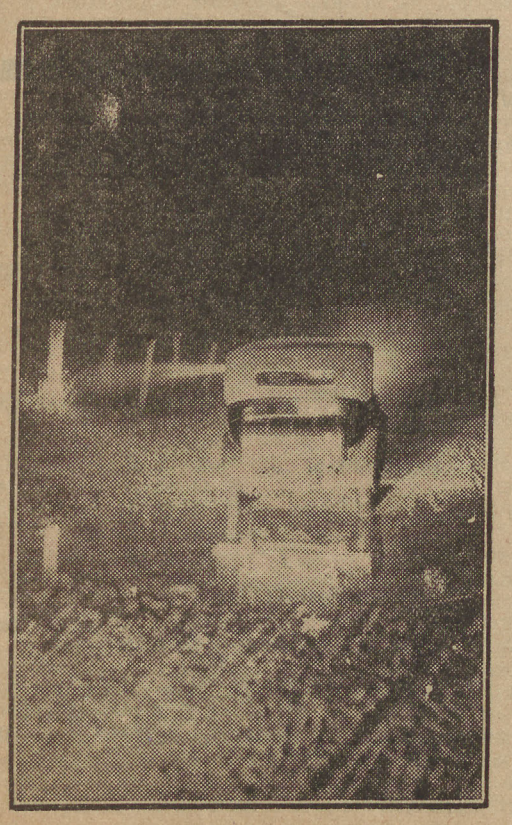
Ein ostpreußischer Heldenfriedhof

Aufn. Walter Raschdorff

Mit dem Landdoktor auf Fahrt

Der Tageslauf eines Arztes

Im Wartezimmer des Landarztes im Kirchdorf ist schon jeder Platz besetzt, als wir am Vormittag kommen. Kinder, Frauen, Mädchen und ein alter Mann warten „aufem Herr Doktor", der ins Nachbardorf zu einer Kranken gefahren ist. Die Wartenden klagen einander ihr Leid, erzählen von „Karbunkels", Reißen inne Huft" und sonstigen Gebrechen. Behaglich sitzen sie in den Sesseln und warten. Zeitschriften und Bilderbücher werden besehen und gelesen. Stark gefragt sind Märchenbücher, stellen wir fest — auch die Alterchen in grauem Haar erfreuen sich der Geschichten, die schon den Großeltern Spaß machten.



Da, ein Hupensignal — der Doktor kommt. Sofort sind alle aufgeruschelt. Ein Lächeln geht über die jungen und alten Gesichter der Wartenden, als der junge Arzt hereintritt und den ersten Patienten ins Sprechzimmer ruft. Fast bis Mittag dauert es dann, bis alle Kranken behandelt sind. Sie gehen strahlend davon, andere kommen und werden auch noch herangenommen mit ihren kleinen und größeren Gebrechen. Für jeden hat der Arzt ein freundliches Wort, gibt Rat in allen Dingen, auch solchen, die nicht gerade zu seinem Dienst gehören. Denn der Landdoktor ist nicht nur Arzt, er ist auch Helfer und Rater.

Das Telephon klingelt: Bestellungen auf Hausbesuche kommen, Anfragen, wie man sich verhalten soll in diesem und jenem Krankheitsfall. Da stampft auf Holzklumpen ein großer kräftiger Bursch ins Zimmer. Er ist unruhig, will nicht warten, zieht die riesigen Gänserümpfe aus, klopft an die Sprechzimmertür und tritt auf Socken herein und bittet den Arzt, sofort zu kommen, denn „die alte Mutter ist plötzlich sehr schlecht geworden". Angst steht in seinen Augen und verschwindet erst, als der Doktor verspricht, sofort zu kommen.

Der Arzt muß die Sprechstundenbesucher warten lassen, steigt in sein Auto und fährt davon zu der alten Frau. Geduldig warten die Patienten; wer wollte da murren, wo es einem anderen Volksgenossen noch schlechter geht! In knapp einer Stunde ist der Doktor wieder zurück, beendet die Sprechstunde, und als der letzte der Wartenden abgefertigt ist und mit dem Rezept zur Apotheke geht, fährt er noch einmal davon, um vor dem Essen noch zwei Besuche bei Kranken im Dorf zu machen.

Am Nachmittag dasselbe Bild: Patienten aus den Orten der Umgebung, die oft einen zehn und mehr Kilometer weiten Weg zurücklegten. Gegen 15 Uhr ist dann Ruhe im Haus, das Wartezimmer ist leer. Die Sprechstundenhilfe ordnet die Geräte, führt Listen und Kartothek und erinnert an Besuche, die noch zu machen sind.

Nun dürfen wir ins Sprechzimmer und sind erstaunt über die Vielzahl moderner Apparate, die man beim Landarzt gar nicht vermutete. Da ist eine Höhensonne, ein moderner Untersuchungsstuhl, Apparate für Kurzwellen-Therapie und sogar ein richtiges Laboratorium mit Mikroskop, Blutuntersuchungsapparaten, elektrischer Zentrifuge und vielen anderen Dingen, die uns neu sind.

Dann geht's in die Landpraxis, da dürfen wir mit. In düsigem Nebel geht's hinaus aus dem Ort mit dem Auto des Doktors, das überall bekannt ist. Zuerst auf fester Steinstraße, dann hinein in die tief ausgefahrenen schlammigen Landwege. Der kleine Kraftwagen gleitet und springt und schlägt in tiefe Löcher, daß der Dreck hoch aufspritzt über Kühlerhaube und Verdeck. Dicke gelbe Lehmsuppe überzieht den Wagen und die Scheiben, daß man kaum noch hindurchsehen kann. Nach zwölf Kilometer langer Fahrt sind wir am Ziel. Ein Junge wird besucht, der das Bein gebrochen hatte, und ist getröstet, als er hört, daß er in acht Tagen aufstehen darf. Im nächsten Hof ist die Bäuerin krank, sie wird untersucht, ein Rezept ausgeschrieben und Anordnungen gegeben.

Draußen am Wagen steht ein kleiner Knirps. Mit „Heil Hitler" begrüßt er den freundlichen Arzt. „Onkel Dokter, Se sulle gliek tom Boader koame, he heft sök önne Foot gehackt", berichtet er. Da darf er einsteigen und mitfahren. In wenigen Minuten sind wir da. Besichtigung, Einspritzung, Verband und weiter geht's ins nächste Dorf. Schnell spricht es sich herum: „De Dokter öß öm Derp." Als der Patient behandelt ist, stehen schon zwei andere draußen vorm Wagen, die ihr Anliegen vorbringen und beraten werden. Gegen 20 Uhr ist endlich die Tour fertig, es geht zurück zum Ort. Dort sitzt im Wartezimmer ein Mann, der ein Geschwür geöffnet haben will. Mit lokaler Betäubung wird geschnitten und dann verbunden.

Ein Wagen fährt vor das Haus. Ein kleiner Bauer holt den Doktor zu seiner kranken Frau. Also Nachtfahrt. Der Bauer bleibt hier und wartet, bis der Arzt zurück ist, um gleich die Medizin aus der Apotheke mitnehmen zu können. Der Weg ist sehr schlecht, mit dem Auto „ward dat nuscht", warnt der Bauer. Nein, mit dem Auto wird gefahren, entscheidet der Arzt — und wir dürfen mit. Wären wir doch lieber nicht mitgefahren. Von der Chaussee geht's ab, hinein in den tiefen Landweg. In dunkler Nacht tasten sich die Scheinwerfer vorwärts, vorbei an gespenstischen Weidenstümpfen, hell aufleuchtenden Birken und schiefen Koppelzäunen.

Hier zeigt der Doktor seine Fahrkunst und Findigkeit. In schneller Fahrt geht es durch tiefe Gleise und Wasserlöcher, vorbei an dicken Steinen und unförmigen Baumstümpfen. Immer schlechter wird der Weg, tiefer und klebriger, dann sitzt das Auto fest in einer großen Wasserlache. Aussteigen und schieben ist die einzige Möglichkeit. Bis zu den Knöcheln baden wir mit „städtischen Halbschuhen" im Schlamm, kriegen den Wagen aber doch flott und erreichen das Ziel.

Nach 23 Uhr sind wir wieder im Kirchdorf. Der Bauer, der verhubbert in seinem kleinen Wagen sitzt, bekommt sein Rezept, er klingelt den Apotheker raus und fährt beruhigt nach Hause — eine große Sorge ist er los.

Jetzt hat der Doktor Ruhe, wenn — nicht nachts noch etwas kommt. Dann erzählt er uns von seiner Arbeit, von seinem Leben auf dem Lande, das ihn, der früher Arzt an einer Klinik in der Großstadt war, recht befriedigt. Er fühlt sich wohl im Dorf unter den ostpreußischen Menschen. Er ist ihr Doktor, das sagt alles. Erlat

„Bienen, Euer Herr ist tot!"

Hinter dem langen Handtuch an der Stubentür steht der Geist des Verstorbenen ...

Da hewt seck de ohl Packruhn gistre wedder dat Stroh von na Gränz geklaut!" Durch diese Worte stutzig gemacht, fragte ich die Frauen, deren Worte und Hände in der Waschküche gleichmäßig plätscherten, was es denn mit dem Stroh, an dem sich doch de ohl Packruhn vergriffen hätte, für eine Bewandnis habe. Um das „Dodestroh" handele es sich, wurde ich belehrt, und als ich verständnislos um Aufklärung über die Bedeutung des Totenstrohes bat, wurde mir auseinandergesetzt, daß dies das Bündel Stroh wäre, das man bei einer Beerdigung an die Kreuzwege lege, wo der Leichenzug vorbeikommt, damit der Geist des Verstorbenen sich auf seinem schweren Weg zur letzten Ruhestätte ausruhen könne. Noch immer aber begriff ich nicht, warum es denn ein großes Vergehen sei, daß de ohl Packruhn dies Totenstroh aufgesammelt habe. „Was dem Dodge sien es, an dem vergreppt man seck doch nicht!" Ich ließ mich nur zu gern weiter aufklären, und durch unermüdliches Fragen und Drängen bekam ich bald einen recht umfassenden Einblick in den Totenglauben, wie er in unseren Dörfern bis auf den heutigen Tag noch herumspukt.

Nach diesem Volksglauben wird der Tod oft abgeträumt. Der Traum von den vertrockneten drei Bäumen ist ebenso unheilvoll wie der Traum von dem Ausfallen der Zähne. Je schöner der Zahn ist, desto näher steht dem, „dem's geträumt hat" der vom Tode Betroffene, und desto unverhoffter ereignet sich der Todesfall. Von Leuten, besonders von Frauen mit dem zweiten Gesicht, wird der Tod jedesmal vorausgesagt; mitunter bedarf es aber gar nicht des zweiten Gesichtes, um einen Todesfall zu prophezeien, sondern lediglich einiger unbedachter Tischlergesellen, die einen Sarg vor irgendeine beliebige Haustür abstellen, um sich zu verschnaufen. Aus dieser Haustür wird dann in allernächster Zeit gar bald ein Sarg — aber kein leerer! — hinausgetragen werden.

Es gibt der düsteren Vorzeichen noch viele. Fällt z. B. auf dem Friedhof ein Grabhügel ein, so zieht der unter dem Hügel Ruhende bald einen nahen Verwandten nach sich in die kühle Erde. In der Silvesternacht braucht man nicht eigens zum Friedhof hinauszugehen, um nach eingefallenen Gräbern Ausschau zu halten, sondern dann behilft man sich mit kleinen Salzhäufchen, die auf dem Tisch ähnlich der Gräberreihen in Reih und Glied aufgesetzt werden. Jedes dieser Salzhäufchen wird mit dem Namen der Anwesenden und etwaiger Abwesenden belegt, und derjenige stirbt im kommenden Jahr, dessen Häuflein zuerst in sich zusammenfällt. Die Silvesternacht offenbart noch viel mehr: Wer kurz nach Mitternacht dreimal um das Haus herumgeht, im tiefsten Schweigen verharrend, bis er nach dem First des Hauses gesehen hat, kann gegebenenfalls über dem Dach einen Sarg schweben sehen; unterbleibt diese Erscheinung, so braucht man um den Tod im kommenden Jahr nicht zu bangen.

Waren diese Voraussagungen allgemeiner Natur, so findet der besondere Fall auch seine Lösung dafür, „ob ein kranker Mensch gesund werden oder sterben wird". In einem an zweihundert Jahre alten, in rohes Leder genähten Buch habe ich zwei Rezepte gefunden. Sie lauten wörtlich so: „Nim ein wenig Speck, reibe des Kranken Fußsohlen damit und wirf den Speck einem Hund für, frißt ihn der Hund, so ist ein Zeichen, daß er wieder gesunden wird, wo nicht, so stirbt er. Oder nim ein Bislein Brodts und streiche es dem Kranken an der Stirn, gieb es einem Hunde zu fressen, frißt's der Hund, so bleibt der Patient beym Leben, so nicht, so stirbt er." Selbst um den Pfarrer geistert's, und er wird in die Todesdeutung ebenso miteinbezogen wie Hund, Speck, Brot und Licht. Denn: Sofern sich der Pfarrer, der einen Schwerkranken besucht, anschickt, das Zimmer zu verlassen, müssen die Lichte ausgepustet werden. Bleibt der Rauch des ausgeblasenen Lichtes im Zimmer, so ist nicht mehr zu befürchten, daß der Leichnam des Kranken demnächst aus dem Zimmer getragen wird, wie es der Fall zu sein pflegt, wenn der Rauch hinter dem Pfarrer her aus der Zimmertür hinauszieht. Das war zu

Fortsetzung Seite 9.

jenen Zeiten, da ein einsames Talglicht oder ein Talgspan die Stuben erhellte.

Allgemein bekannt und gefürchtet ist das Klopfen von unsichtbarer Hand an der Zimmertür, das dadurch begründet wird, daß der Verstorbene sich bei den Verwandten „meldet", die ihm in der Sterbestunde räumlich nicht nahe gewesen sind. Und wenn des Nachts die Stille der alten Bauernstuben durch des Holzwurms Klopfen noch mehr betont wird, wer weiß dann wohl, daß es des Holzbohrers heimlich-süßes Liebeswerben ist, das die Ersehnte des kleinen Bohrerherzens auf den schmalen, aber selben Pfad der Liebe locken soll — der Volksglauben findet für dies harmlose Liebesspiel eine düstere Deutung: die Totenuhr klopft!

Haben sich ein Paar Augen tatsächlich für immer geschlossen, so muß alles laute Klagen und Weinen unterbleiben, weil sonst die Ruhe des Toten gestört wird. Die Fenster des Zimmers, in dem der Tote noch ruht, müssen sofort geöffnet werden, damit die Seele den Weg ins Freie findet. Die Uhren werden angehalten, die Spiegel werden verhängt. Das Wasser, mit dem man den Toten gewaschen hat, wird mitsamt der Schüssel und dem Handtuch beiseite gestellt, damit man es, sofern der Tote aus dem Haus getragen wird, unter dem Sarg ausschütten kann. Damit ist dem Geist des Verstorbenen die Möglichkeit genommen, über dieses große Wasser hinweg noch einmal in das Haus zurückzukommen. Die Waschschüssel, das Trinkgefäß und das Eßgeschirr — alle die Dinge, die der Tote zuletzt benutzt hat — werden an einem Kreuzweg zerschlagen oder begraben; die Furcht vor einem Wiederkommen des Toten ist bei dieser Sitte auch wieder bestimmend.

Aber damit allein ist es nicht getan. Viele müssen in einer Sterbestunde bedacht werden, Haustiere, Hoftiere, ja sogar die Bienen. Jedem Bienenstock ist der Tod des Besitzers einzeln zu verkünden. An jedem Stock muß jemand herantreten, den Stock beklopfen mit den Worten: „Bienen! Euer Herr ist tot!" Würde diese Todesverkündung unterbleiben, so würden die einzelnen Bienenvölker ihrem Herrn nachsterben. An der Sitte des Wachabends wird auf dem Lande immer noch festgehalten, denn der Tote muß besungen werden. Bei dieser Zeremonie versammeln sich die Trauernden um den Sarg, der auf Bänken oder Stühlen zur „Parade" steht, und singen ihm zum Abschied die Kirchenlieder, die er am liebsten hatte.

Sofern der Sarg aufgehoben und herausgetragen wird, müssen die Bänke oder Stühle, auf denen er stand, umgeworfen und herausgetragen werden, damit der Tote keinen Ruheplatz finde, falls es ihm noch einmal ins Haus treibt. Und auf dem Wege zum Friedhof ist auch so mancherlei zu beachten: Die dem Sarge Folgenden verteilen sich zu zweien oder vieren in die Wagen; denn säßen drei Personen zusammen so holte sich der Tod demnächst einen von ihnen. Setzt sich der Zug in Bewegung, so muß darauf Obacht gegeben werden, ob aus dem nächsten Dorf dem Leichenwagen zuerst ein Mann oder eine Frau entgegenkommt; begegnet ihm zuerst ein Mann, so stirbt in dem Dorf als nächste eine Frau und umgekehrt. Die Pferde dürfen nicht stehen bleiben und sich umsehen, damit nicht eine Leiche bald den gleichen Wege gezogen wird. Und der Hahn prophezeit einen Todesfall, wenn er kräht, während sich der Leichenzug an dem zu seinem Misthaufen gehörenden Hof vorbeibewegt. Der Seele des Verstorbenen gilt die besondere Fürsorge, weil sie ja dem Leichenzug nachfolgt. Damit sie sich auf dem weiten Weg zum Friedhof ausruhen kann, legt eine sorgende Hand an den Grenzweg sowie an jeden Kreuzweg ein Bündel Stroh, das sogenannte Totenstroh, das eben de ohl Packruhn geklaut hatte. Unter lauter Todesahnungen ist also der Sarg mitsamt dem Gefolge auf dem Friedhof angelangt. Dem Sarg wirft man eine Handvoll Erde nach zum Zeichen, daß man dem Toten den süßen Schlaf gönne. Wenn man ihm gar drei Händevoll Erde nachstreut, kann man dem Toten verwehren, etwa unberufenerweise wieder im Hause zu erscheinen.

Nach dem Vaterunser und dem Glockengeläut tritt dann das Trauergefolge den Rückweg an. Ein ungewöhnlich langes Nachtönen der Glocken schreckt noch einmal mit einem baldigen Todesfall, dann aber kommen die Lebenden zu allem Recht, denn im Hause des Verstorbenen ist zum festlichen Zarem gerichtet! Welche Wichtigkeit der Zarem auch heute noch hat, geht aus den grundbuchamtlichen Eintragungen hervor, die sich die Bauern bei der gerichtlichen Festlegung ihres Altenteils machen lassen, und in denen sie sich auch heute noch einen standesgemäßen Zarem ausbedingen. Man würde den Toten selbst schwer kränken, wenn man an dem Zarem nicht teilnehmen wollte, weil doch der Geist des Verstorbenen an diesem Zarem unsichtbar teilnimmt. Trotzdem vorhin alles getan worden ist, um dem Verstorbenen den Wiedereintritt in das Haus zu erschweren, wird nun ein Platz freigelassen, und vor den leeren Stuhl wird ein Gedeck, eine leere Tasse gestellt, um ihn würdig zu empfangen. Der Tote pflegt jedoch von dieser bequemen Sitzgelegenheit wenig Gebrauch zu machen, sondern er steht meistens hinter dem langen Handtuch, das eigens zu diesem Zweck an der Stubentür aufgehängt werden muß. Hier wird ja das Essen vorbeigetragen, und hier hat er die Möglichkeit, in jedes Gericht den Finger einzustippen und abzulecken. Die Kuchen scheinen ihn ganz besonders zu interessieren; er sieht dem Anteigen der Fladen aufmerksam zu und bemätscht sie zuweilen sogar mit allen fünf Fingern. Die Frau, der das zuwider ist, muß ihre Kuchen in einem anderen Haus oder, um ganz sicher zu gehen, in einem anderen Dorf anteigen und abbacken. Jedenfalls birgt der Genuß solchen Begräbnisfladens keine weitere Todesgefahr, aber todbringend ist es, den Zarem als erster zu verlassen. Die ganze Gesellschaft muß gleichzeitig aufbrechen, muß also die alte Kardinalregel befolgen: „Aus ist der Schmaus, und alle Gäste gehn nach Haus!" Doch den Verstorbenen überläßt man nun nicht einfach sich selbst, sondern einer der Leidtragenden muß ihn ein Stück Weges nach dem Friedhof hin begleiten und darf nicht eher umkehren, bevor er nicht das Kreuz hinter dem Toten geschlagen hat.

Weder die Teilnahme am Zarem, noch die einmal im Jahr zu erwartende Wiederkehr des Toten in der Silvesternacht darf ihm gewehrt werden. In der Silvesternacht kommen die frierenden Seelen ins Haus und wollen sich wärmen. Daher muß es entweder ein an den Ofen gerückter Stuhl oder die Ofenbank sein, auf die man eine Schüssel mit Wasser und ein Handtuch bereitstellt, weil sich der Tote im Hause auch waschen will. Die Lampe läßt man ganz matt brennen, und wer zweiflerischen Gemütes ist, streut Asche oder Sand auf die Ofenbank, um sich am anderen Morgen zu vergewissern, ob der Tote sich tatsächlich auf diesem Platze ausgeruht hat.

Gertrud Scharfenorth.

Angela v. Britzen:

Die Zauberflöte

Wie Fiete wieder auf den rechten Weg rand

Es ist wahr, er besaß eine Flöte. Aber nicht etwa, weil die anderen Hütejungens ebenfalls eine hatten, oder weil ihm der Tag viel freie Zeit ließ, sondern er blies diese Flöte, weil es eine besondere Bewandtnis mit ihr hatte.

Jeder Kuhhirte schnitzelt sich einmal eine Flöte. Fiete besaß auch drei oder vier dieser selbstverfertigten Röhren. Aber sie bedeuteten nichts gegen das vom Vater ererbte Instrument. Und der war auch nicht einfach so mit Taschenmesser und gewöhnlichem Stück Holz dazu gekommen, o, nein! Bei einem Sturm wurde ihm plötzlich aus heiterem Himmel ein merkwürdig geformtes Aststück vor die Füße geschleudert, wiewohl weit und breit kein Baum zu sehen war.

Der Vater hielt diese Flöte sehr in Ehren und blies wunderschön auf ihr. Fiete durfte niemals bei seinen Lebzeiten die Lippen an das Mundstück setzen. Erst, als der Vater ein halbes Jahr schon unter der Erde war, zog die Großmutter feierlich die Schublade auf und reichte dem Enkel das Erbstück. Dabei hatte sie gesagt, er solle sich immer nach der reinen Stimme des Instrumentes richten, und wenn es einmal keinen Klang hergeben wolle, dann sei er gewißlich auf unrechten Pfaden und der Teufel wedelte dann wohl schon hinter der nächsten Strohmiete mit dem Schwanz!

Fiete hütete seine Schwarzbunten und sah niemals einen Teufelsschwanz. Den Kopf etwas schräg geneigt, hatte er den halben Tag lang den Mund über der quer gehaltenen Flöte, und der Wind, der über den Kleeschlag daherkam, stellte ihm seine gelben Haarsträhnen so steil auf den Schädel, daß es aussah, als wäre er direkt von der Schalmeien-Wiese aus dem Himmel gefallen und hätte noch den Luftzug von der senkrechten Reise um sich stehen.

Fiete hatte nicht viele Spielgefährten, denn die seines Alters waren, taten keine Arbeit und baglten sich mit ihresgleichen und den Dummerhaftigkeiten, die sie selber ausheckten, den lieben langen Tag herum.

Einmal aber kam doch Tönnjes zu Fiete heraus auf den Dreesch. Er steckte beide Hände in die Taschen, so daß es recht zur Geltung kam, wie groß und breit er war, und spuckte erst mal aus. Fiete sah besinnlich hinter dem gutgeschossenen Bogen her und entgegnete nichts auf diese Anrede.

„Hast du Lust, ein Ding zu drehen?" fragte Tönnjes.

„Tüdellüt", blies Fiete; denn er wollte sich Zeit lassen, um diesen Satz zu begreifen.

„Laß das Piepen nach und hör' zu", herrschte Tönnjes. Als Fiete gehorsam die Flöte absetzte, kam der andere etwas näher, und weil er dabei die Hände aus den Taschen zog und sich ein klein wenig vornüber beugte, sah das sehr teufelig aus.

„Sag mal, du weißt wohl gar nicht, daß die Aeppel jetzt reif sind?"

Doch, Fiete wußte es. Aber bloß von Ansehen. Denn außer zwei unreifen Knorpeln, die über den Zaun gefallen waren, hatte er in diesem Jahr noch keine zwischen die Zähne gekriegt.

„Na also! Und findest du es in der Ordnung, daß Bauer Maaß zehn Bäume voll hat, und wir gar nichts?"

Fiete wurde rot vor Erstaunen. Diese neue Ansicht schlug so in ihn ein, daß es ihm heiß durch die Glieder rann.

„Hast du denn so viel Geld, daß du die Bäume kaufen kannst?" flüsterte er heiser.

Jetzt lachte Tönnjes laut und männlich. Und Fiete schämte sich. Nun war es mal wieder so weit, daß sie ihn auslachen mußten, weil er sich zu dösig anstellte zum Begreifen.

Nun aber wurde es Tönnjes zu dumm. Er nahm den kleinen Fiete am Aermel und verklarte ihm, um was es ging. Und der Hütejunge mußte essich wohl zur hohen Ehre anrechnen, daß gerade er von dem starken Tönnjes auserkoren war, und daß er außerdem noch ein Viertel des Raubes abbekommen sollte. Er bedachte es nicht, daß Maaßens Garten genau an den Dreesch angrenzte, auf dem Fietes Herde weidete,

Zeichnung: Eva Schwimmer.

und daß die große Strohmiete dichte dabei war. Ihm rann plötzlich die heiße Lust des Verbotenen durch das Hirn und er nickte emsig zu den geflüsterten Befehlen des älteren Kameraden.

Am Nachmittag also sollte es sein. Tönnjes wußte, daß Bauer Maaß mit seinem Weizen zur Mühle fahren wollte. Die Jungens lasen sich einen herrenlosen Sack auf, der bei der Scheune lag, und dann bummelten sie beide wie aus purer Kameradschaft und Langerweile auf den Dreesch hinaus hinter Fietes gemächlichen Kühen her. Tönnjes verschwand bald hinter der Strohmiete und kroch von da bäuchlings an die Hecke von Maaßens Garten heran. Fiete sah ihn mit klopfendem Herzen nach. Als auch die dicken Stiefelsohlen von Tönnjes in dem Loch verschwunden waren, schlich sich Fiete ebenfalls hinter die Strohmiete und kroch zu der Hecke heran. Er legte sich platt hin und sah in des Bauern Obstg[illegible]en hinein.

Tönnjes saß wirklich schon oben im Baum und [illegible] Früchte polterten dumpf auf die Erde. Fiete trate[illegible] die Tränen in die Augen, so stark drängte ihm das Blut zum Kopf. Neben ihm lag die Flöte an der Erde, braun wie ein Wurm zwischen all dem kriechenden Getier. Ihr Herr hatte sie vergessen.

Plötzlich aber entsann er sich ihrer mit einem heißen Schreck! Denn durch das Strauchwerk des Zaunes sah er, wie der Bauer von seinem Hause her kam. Wahrhaftig der Bauer, der jetzt mit seinem Weizen auf der Landstraße entlangzustuckeln hatte! Er ging recht behäbig, aber sein Kopf war aufmerksam zu seinem Obstgarten hingewandt. Tönnjes konnte ihn noch nicht bemerken, für ihn war der Bauer noch hinter der dichten Wand der rotköpfigen Dahlien. Hastig griff Fiete nach seiner Flöte, sprang einige Schritte zurück, stellte sich möglichst harmlos, mit dem Rücken zum Garten, in den Klee und setzte die Flöte zum verabredeten Warnsignal an.

Er blies. Er blies noch einmal, aber kein Ton kam heraus. Ein unheimliches Grunzen und Stöhnen ließ sich aus dem braunen Holz vernehmen. Entsetzt streckte Fiete mit beiden Händen das Instrument weit von sich und betrachtete es aus weitaufgerissenen Augen. Nichts hatte sich geändert.

Noch einmal überwand er sich, die plötzlich so fremd gewordene Flöte an die Lippen zu führen, er holte alle Luft zusammen und stieß mit dem Mut der Verzweiflung in das Mundstück. Aber da klang es wahrhaftig wie das Röcheln eines Mannes — in der Sterbestunde des Vaters hatte er diese Laute gehört.

Hinter sich hörte er schon Stimmen und das Angstgeschrei des ertappten Tönnjes. Im selben Augenblick aber sah Fiete hinter der Strohmiete eine Schwanzquaste hervorpendeln — gemächlich, siegesgewiß und hämisch! Ach, der Teufel ließ sich Zeit, er wußte ganz genau, wann ihm ein Opfer sicher war!

Aufheulend brach der Hütejunge in die Knie und schlug die Hände vor das Gesicht. Und wie es denn immer so geht mit Menschen, denen ein Wunder zuteil wird — sie haben das Maß für die wirkliche Welt und deren Vernunft verloren! So wurde auch noch der regloße Hütejunge ein Objekt für den Knittel des erzürnten Bauern.

Fiete spürte die Stockschläge kaum. Und er sah auch nicht, wie seine Lieblingskuh Malwine sachte hinter der Strohmiete hervorkam und sich das Schauspiel nachdenklich betrachtete, während sie sich die Schwanzquaste in Gemächlichkeit um die Keulen schlug.

Hiernach wurde Fiete fromm. Die Prügel von Tönnjes nahm er als eine gerechte Strafe hin und freute sich sogar im Geheimen darüber, weil er meinte, ein Teilchen seiner Schuld vor einem anderen Richterstuhl hiermit abgebüßt zu haben.

Die Zauberflöte seines Vaters trug er behutsam nach Hause. Er fühlte sich nicht mehr würdig, sie zu blasen. Beim Großreinemachen im Frühjahr fand die Großmutter das Instrument in der Schublade, und da sie eine gründliche Frau war, entfernte sie mit einer Federpose die Ueberreste eines vertrockneten Mistkäfers aus der Holzröhre, die dem wißbegierigen Tier zum Sarge geworden war.

Wie heißt bei Euch der Marienkäfer?

In Königsberg entsteht das „Preußische Wörterbuch"

Es war im Jahre 1759, mitten in den Friedericianischen Kriegen, als in Königsberg ein kleines Büchlein erschien, das der Professor Johann George Bock herausgegeben hatte. Darin hatte er alle möglichen Wörter gesammelt, die allein in Ostpreußen gebräuchlich waren. Hier ein paar Beispiele daraus:

bedutt: betäubt, von Schrecken ganz eingenommen.

Dremel: einen, der fett am Leib ist, nennt man scherzweise einen dicken Dremel.

Kläter: wird ein schmutziges Frauenzimmer spottweise genannt.

Labommel: kommt von bommeln und bedeutet einen trägen, unartigen Menschen, den man sonst auch Hunkebunk nennt.

Pieschulle: schlechtes Bier, so entweder sauer geworden oder stark nach der Tonn oder Neige schmeckt.

Schlabauchs: ein Tölpel, Taugenichts.

Tagnet: öffentlicher Ort, wo Kleider und sonst allerhand Sachen mehr zum Verkauf ausgestellt werden.

Wer die jetzt erschienene erste Lieferung von Professor Ziesemers „Preußischem Wörterbuch" einsieht, der sagt gewiß zu den sechsundachtzig Oktavseiten des Büchleins von 1759: „Na, sehr viel war das damals nicht!" Immerhin war es ein erfreulicher Anfang, wenn in dem Buch auch nichts über Herkunft und Verbreitung der Wörter stand. Fünfundzwanzig Jahre später waren es schon dreihundertvierzig Seiten, die der Kirchenrat Hennig herausgab; schon mit mehr Erklärungen und Zusätzen als seine Vorgänger. Bis schließlich 1884 Hermann Frischbier mit einem „Preußischen Wörterbuch", das diesen Namen wohl verdiente, herauskam.

Wozu überhaupt diese ganze Mühe um unsere ostpreußischen Worte, fragt mancher. Nun, Professor Ziesemer, der das Institut für Heimatforschung an der Königsberger Universität leitet, hat seine ganze Lebensarbeit der Erforschung der ostpreußischen Sprache gewidmet. Schon seit dem Jahre 1911 arbeitet er im Auftrage der deutschen Kommission der Berliner Akademie der Wissenschaften daran. Da steht z. B. in den Räumen des Instituts eine große Bibliothek, die alles enthält, was sich auf ost- und westpreußische Volks- und Heimatkunde bezieht. Auch die ganze Fülle alte und neue Chroniken, Biographien und die sogenannte „Schöne Literatur" steht da. Manche Seltenheit ist darunter. Da hat z. B. ein Elbinger namens Robert Dorr die „Lustigen Weiber" von Shakespeare übersetzt — aber in sein heimatliches Platt. Mit den Worten: „Geft ju keene Meej, mi to äwerreden, Sir Hugh" geht es los, und Klaus Groth behauptet in seiner Vorrede, diese Uebersetzung wäre weit besser als die Baudissinsche in Hochdeutsch.

All diese Literatur, alte Archivakten aus der Ordenszeit, die Dichtungen aus dem Kreise Simon Dachs sind für das „Preußische Wörterbuch" auf mundartliche Ausdrücke hin untersucht worden. „Man weiß heute", sagt mir Professor Ziesemer, „daß die Mundarten eine Fülle sprechender Beweise enthalten von der gesamten Tätigkeit und Gemütsart des Volkes, seinen Anschauungen, Sitten, Bräuchen, und es lassen sich ihnen wichtige Aufschlüsse über die politischen und kirchlichen Verbände, in denen es gestanden, über die Kulturströmungen, denen es ausgesetzt war, abgewinnen." Ein ganz kleines, unscheinbares Beispiel mag das erläutern. Da ist z. B. bei den Schulkindern in Braunsberg festgestellt worden, daß die einheimischen für Seife „Sipp" sagen, die von außerhalb „Seep". Die einen sprechen eben das katholische, die anderen das evangelische Platt. Nun ist bekannt, daß in der Lübecker Gegend ebenfalls „Sipp" für Seife gesagt wird, und bei weiterem Forschen kam man dahinter, daß tatsächlich im vierzehnten Jahrhundert Lübecker Einwanderer die Braunsberger Gegend besiedelten. So greift ein Rad ins andere bei der Aufhellung geschichtlicher Tatsachen.

Ein Wörterbuch, das nicht bloß leere Vokabeln bringen will, sondern ihren Verbreitungskreis, ihre Anwendung, ihre Beziehung zu Sprichwörtern, Rätseln, Segenssprüchen, Abzählversen, Sagen, Volksliedern, Spielen und Bräuchen darstellt, kann ein einzelner Mann natürlich nicht allein schaffen. In unsäglich mühevoller Arbeit hat der Professor sich daher überall Vertrauensleute geworben, bis in den kleinsten Abbau hinein, und einheitliche Fragebogen mit vielen hundert Einzelfragen an sie verschickt. Mit Feuereifer hat ganz Ostpreußen — die Lehrerschaft auf dem Lande voran — mitgearbeitet. Wenn die Kirche einmal geweiht gewesen, wie das Erntefest heißt, welchen Namen der Marienkäfer hat, ob Wind- oder Wassermühlen üblich sind, wer die Kühe melkt, Mann oder Frau, welche Wagenarten üblich sind: all das ist Ort für Ort heute festgestellt, und man weiß heute genau, in welchen Gegenden dies und das, z. B. zu Neujahr das Herumziehen mit Brummtopf und Teufelsgeige üblich war, und schließt danach auf mancherlei.

Allerlei hat man schon berichtigen müssen, und wenn erst das „Wörterbuch" vollständig daliegt, wird man es noch öfter tun müssen. Wußten Sie schon, daß es in der Ostmark zwölf verschiedene, sich sehr voneinander abhebende Dialekte gibt? Bitte sehr: zwei „hochpreußische", nämlich Breslauisch und Oberländisch, und zehn „niederpreußische" Mundarten: Ostgebiet. Ostsamland, Westsamland, Natangen, Ostkäslauisch, Westkäslauisch, Kürzungsgebiet am Haff, Elbinger Höhe, Werder und Frische Nehrung, Schwäbische Kolonie beim Kulm. Daß es dabei aber lange noch nicht sein Bewenden hat, zeigt dieses: nur in der Weichselniederung wird auf unsere Johannisbeere Albesem gesagt, auf „fleißig" pinich, auf „heute" von doag. All solche Ausdrücke gehören dem Wortschatz der im 16. Jahrhundert eingewanderten holländischen Mennoniten an. Und je nach der Gegend heißt der Iltis in Ostpreußen bald Oels, bald Schechke, bald Elk, bald Duck, bald Oelske. Die Unterschiede sind also wirklich recht beträchtlich.

Oder wußten Sie, woher unsere ostpreußischen „Kinkerlitzchen" kommen? Die französischen Réfugés haben sie als quincailleries mitgebracht; ihr travailler = arbeiten ist zum drawalsen geworden, und so könnte man auch von Schlesien, Schwaben, Thüringen, Franken erzählen. Wie stark trotz sechs oder sieben Jahrhunderten oft noch die Erinnerung an die Urheimat ist, zeigt sich deutlich daran, daß der östlich der Passarge wohnende Ermländer, namentlich um Heilsberg—Seeburg—Guttstadt—Wormditt seinen Dialekt als Breslauisch bezeichnet und seinen Kindern Sagen von Rübezahl erzählt.

Eines aber ist sonderbar und bezeichnend, und erhellt den hervorragenden nationalen Wert ostpreußischer Wortforschung: so stark die deutschen Stämme Einfluß auf unsere Sprache genommen haben, so merkwürdig gering, ja kaum nachweisbar, ist der polnische. Und dabei hat doch von Herzog Albrecht bis König Friedrich I. dieses ganze Land unter polnischer Lehnshoheit gestanden, war aus dem Verbande des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation gerissen. Die Bewohnerschaft hat in Amts- und Umgangssprache den völlig deutschen Charakter aller politischen Schicksalsungunst zum Trotz sich erhalten . . . gestern, heute und immerdar!

Fritze.

Das Grab im Grönlandeis

Ein deutscher Forscher auf letzter Fahrt — Von Ludwig Kühle

Am 1. November jährte sich zum fünften Male der Tag, an dem der deutsche Arktisforscher Alfred Wegner vom einsamsten Ort der Welt, von der Station „Eismitte", aufbrach, um den Rückmarsch zur Küste anzutreten. Mit dem treuen Grönländer Rasmus wanderte er in die Polarnacht. Es war sein 50. Geburtstag. Wenige Tage später wurde ihm die heiße Forscherliebe zu Grönland zum Schicksal. Das Ende Alfred Wegeners ist eine historische Ballade, ein Lied heldenhafter Pflichterfüllung. Es berichtet von Kameradschaft, von Führertum und Mannestreue.

Ein Student träumt und rechnet

Der junge Student, der Geologe Alfred Wegener konnte nächtelang über der unfertigen Karte der mystischen Fisinsel Grönlands sitzen, die bis dahin nur von zwei Männern durchquert worden war, von Nansen im Norden und von Peary im Süden. Er dachte dann an die noch immer ungelösten Rätsel des furchtbaren Untergangs der einst blühenden Normannenkolonie und an die seltsamsten Mären, die sogar unter ernsten Forschern über das unerforschte Innere der Rieseninsel umgingen. Von Zeit zu Zeit sollten warme Föhnwinde über die hohen, felsigen Randberge zur Küste herabwehen. Ja, am Scorsbysund sollte sogar eine heiße Quelle sprudeln.

Alfred Wegener glaubte natürlich nicht mehr an diese alten Märchen, die durch Nansens und Pearys Durchquerungen der gewaltigen Inlandeiswüste schon widerlegt waren. Aber die warmen Winde waren nicht wiederlegt. Ueberhaupt barg Grönland für einen Geologen reizvolle Probleme. Wo gab es je auf der Erde noch solche Eismassen, wie mußte ein solcher Riesenkühlschrank auf die Luftströmungen und auf das Wetter wirken. Kamen nicht von Grönland die Kaltlufteinbrüche, die unser europäisches Klima so beeinflußten, ja ist nicht überhaupt Grönland die „Wetterküche" Europas? Und auch die Eisberge, die die Schiffahrt im Atlantik bedrohen, haben ihre Wiege an der Grönlandküste und ihren Ursprung in jenem gewaltigen Inlandeis.

Der junge Student fühlte, daß seine Schicksalslinie mit diesem arktischen Lande verbunden war; er wollte die Rätsel lösen, die es ihm aufgab und er setzte seine ganze Energie daran. — So saß er an den Karten und erdachte Schlittenreisen auf das Grönlandeis, maß die Breite der Insel, berechnete Privatdepots, die zu einer Durchquerung an der noch nie durchmessenen breitesten Stelle nötig sein würden und träumte den kühnen Plan einer Ueberwinterung. Noch nie hatte ein Mensch ein ganzes Jahr dort ausgehalten, das Wetter und das Eis beobachtet. Der erste zu sein, das würde eine große, wissenschaftliche Tat sein.

Kaum hatte Alfred Wegener promoviert, als er sich auch schon an die Verwirklichung seine Pläne machte. Der Däne Mylius-Friksen war zum Leiter der großen Danmark-Expedition ernannt worden, die mit dem Segelschiff „Danmark" 1906 nach Grönland ausfahren sollte um die unbekannte Nordküste zu erforschen und zu vermessen. Zu ihm ging Alfred Wegener und bot sich ihm als Geologe an. Mylius, Eriksen aber wollte keinen überflüssigen Esser mitnehmen. Die Expedition war auf zwei Jahre berechnet, man mußte mit Platz und Proviant sparen. Ein Leichtmatrose wurde noch gesucht aber kein Forscher. So ließ sich Alfred Wegener kurzerhand als Leichtmatrose anheuern. Nur mitfahren, das war sein einziger Gedanke! Die Expedition untersuchte Fjord um Fjord der zerrissenen Grönlandküste. Von Zeit zu Zeit stießen Schlittenkolonnen in das Landinnere vor und Alfred Wegener betrat zum ersten Male das Inlandeis. In dem riesigen Danmarkfjord, den die Expedition entdeckte und dem sie den Namen gab, ereilte den Führer der weiße Tod. Mylius-Friksen war mit einer Schlittenkolonne über das Meereis nach den Randbergen aufgebrochen und kam von dieser nicht zurück. Mit zwei Kameraden ging er im Schneesturm zu Grunde. Nun übernahm Hauptmann Johann Peter Koch die Leitung und führte das Expeditionsprogramm zu Ende. Mit ihm freundete sich Alfred Wegener besonders an, und als Koch wenige Jahre später eine eigene Expedition zur Durchquerung des Inlandeises ausrüstete, da holte er sich den zähen und klugen, jungen Deutschen, dessen Organisationstalent und unermüdlichee Ausdauer er bewundern gelernt hatte.

Ein unerhörtes Wagnis unternahm Koch, er kaufte in Island Pferde, Ponys von jener genügsamen, ausdauernden wetterharten Rasse, wie sie seit Jahrtausenden in Island gezüchtet werden. So ein Pferd, meinte Koch, kann auf seinem Schlitten mehr ziehen und braucht weniger Futter als ein Hundeschlittengespann. Mancher erfahrene Polarforscher schüttelte den Kopf und sagte dem Unternehmen ein schlechtes Ende voraus. Aber Koch blieb eigensinnig bei seiner Idee. „Scott hat mit seinen Pferden sogar am Südpol gearbeitet, und dort in dem schroffen Wechsel von furchtbarer Kälte, Sturm und Neuschnee haben sie mehr aushalten müssen, als unter dem gleichmäßigen Himmel des Grönlandhochs." — Aber das Inlandeis war stärker! Der Aufstieg über einen der Gletscher klappte gut, aber die Spalten und die Schneewehen der Randzone des Inlandeises zermürbten schon am Anfang der Reise die Pferde, eines nach dem anderen brach zusammen.

Als die Expedition schließlich fern an der Küste freie Schlittenbahn fand, da war die Kolonne stark zusammengeschmolzen. Schließlich blieb nur noch ein einziges krankes Tier übrig, das sich nur mühsam fortschleppen konnte. Die Männer aber mußten ihre Lasten selber ziehen. Der Isländer Bigfus pflegte es so gut es ging, und die ganze Expedition bangte um das Leben ihres letzten Zugtieres. Jeden Morgen umstanden das Häuflein Männer das Lager des Ponys, und beobachtete besorgt, wie Bigfus sich Mühe geben mußte, es wieder auf die Beine zu bringen, und als es gar nicht mehr gehen wollte und die kranken Hufe versagten, da luden die Treuen das Tier auf einen der langen Polarschlitten und zogen vereint das letzte Pferd. Aber es erreichte die Küste nicht! Wenige Kilometer vor dem Ziel war es zu Ende. Traurig, als hätten sie einen lieben Kameraden verloren, zogen Koch, Wegener, Bigfus und die anderen zur Westküste. — Wegener hatte gesehen, was die Pferde als Trag- und Zugtiere beim Aufstieg leisteten, und er zog seine Schlüsse für seine eigenen Pläne. Man muß die Pferde nur im Küstengebiet benutzen, dort sind sie weit leistungsfähiger als Hunde, das war die wichtige Erkenntnis, die er bei seiner letzten Reise dann in die Tat umgesetzt hat.

Lange Wartezeit!

Alfred Wegener hatte nun an der Durchquerung Grönlands teilgenommen. Er hatte die ersten umfassenderen meteorologischen Beobachtungen gemacht, und sein Plan stand fest, er wollte in einer eigenen Expedition die begonnenen Forschungen vollenden. Fünfzehn Jahre sollte es dauern, bis er wieder ernstlich an Grönland denken durfte. Dazwischen lag der Krieg, lagen Forschungen über den Aufbau unserer Erde, lag die großartige Kontinentalverschiebungstheorie, die ihn als Geologen weltberühmt machte.

Erst 1928 konnte der Professor Alfred Wegener verwirklichen, wovon der Student 25 Jahre früher geträumt hatte. Die Notgemeinschaft Deutscher Wissenschaft übernahm die Finanzierung zunächst einer Vorexpedition zur Erkundung der besten Aufstiegswege über die felsigen Randgebirge und die riesigen Gletscher. Mit Dr. Georgi von der Deutschen Seewarte, dem Meteorologen Dr. Loewe und dem Glazilogen Dr. Sorge drang Wegener mit handgezogenen Schlitten ein Stück weit in die Eiswüste ein. Stangen zur Messung des Schneefalls im Winter und der Abschmelzung im Sommer wurden ausgesteckt. Erkundungsfahrten durch die Grönlandfjorde mit dem kleinen festen Motorboot „Krabbe" dienten dazu, die Gletschermündungen kennenzulernen. Im Winter 1929 kehrte Wegener mit seinen drei Gefährten zurück und bereitete nun die große Grönlandfahrt vor.

Hoffnungsvolle Fahrt

Eine kitzlige Fracht trägt das dänische Motorschiff „Disko" im April 1930 von Kopenhagen nach Grönland. Riesige Kisten, in denen zwei knallrote Propellerschlitten sorgfältig verpackt sind, die ersten, die es mit dem Polarschnee aufnehmen sollten. Andere Kisten mit den Teilen eines kompletten Holzhauses. Hunderte von Kollis mit Proviant, Apfelsinen, Aepfeln, zahllose Kisten mit Theodoliten, Apparaturen für Schweremessungen, Wasserstoffgasflaschen für die Füllung von Pilotballons. Rund 100 000 Kilogramm Gepäck hat Wegener für die 20 Mann seiner Expedition verstauen lassen. In Reykjewik kommen, betreut von den Isländern Jon und Bigfus, noch zwei Dutzend Ponys dazu, die den letzten noch verfügbaren Platz mit Beschlag belegen. — Und dazwischen

Die „Krabbe" auf einer Sonderfahrt. Jede neue Rinne wurde zum Vorwärtkommen ausgenutzt

Benzin, einige Tausend Liter, Futter für „Schneespatz" und „Eisbär", die Propellerschlitten, Dynamit für die Eisdickenmessungen und Sprengkapseln, viele Sprengkapseln.

In Holstenburg wird umgeladen auf den „Gustav Holm", ein richtiges Expeditionsschiff mit dicker Außenhaut und einer Ausgucktonne für die Eisfahrt. Nun ist alles schon enger. Das ganze Deck ist mit Benzinkannen dicht besät. Die Ponies aber sind trotz der Enge ganz fidel. Sie beißen sich manchmal aus Uebermut. Ihr helles Wiehern klingt ermunternd nach oben, wo die Expeditionsleute unter dem strengen Rauchverbot stöhnen. Auch Wegener muß schweren Herzens auf seine geliebte Pfeife verzichten; — aber in die Luft fliegen, so kurz vor dem Ziel? In wenigen Stunden soll das Schiff an der Eiskante sein.

Der 4. Mai 1930 war der Anfang einer schlimmen Zeit. Das Schiff hat die Eiskante erreicht! Noch ahnt niemand, daß die Expedition sechs Wochen Geduld bis zum Zerreißen der Nerven üben muß. Gefangen vom Eis, das schweigend, schicksalschwer zwischen Schiff und Kamarmjuckgletscher liegt. Nur einer weiß, was das bedeuten kann. Alfred Wegener sitzt und rechnet stundenlang die Transportzeiten durch, die für den Aufbau der Stationen vorgesehen sind. Er berät mit dem Propellerschlittenmann Schif, wie lange er für seine Montagen braucht. Er geht an Land, um die Schlittenhunde zu mieten und Futter zu kaufen. Er wirbt Grönländer an für die Schlittenreisen. Einen Posten läßt er hoch oben auf einer Felskuppe aufstellen, der von morgens bis abends Ausschau hält, ob das Meereis nicht aufbricht. — Ein kostbarer Tag des kurzen Polarsommers um den anderen verrinnt!

Am 17. Juni, nach 40 Wartetagen gibt Wegner den Befehl zu einer letzten, verzweifelten Aktion. Wozu ist das viele Dynamit an Bord! Es wird gesprengt! Die Sprengspezialisten müssen eine Rinne anlegen. Schuß um Schuß haut große Löcher aus dem Eis. In stundenlanger Arbeit ist die Fahrtrinne vorbereitet, durch die das Schiff seinen Weg bahnen soll. Da, ein heller Schrei aus der Ausgucktonne: „Das Eis geht ab!" — Alles stürzt an die Reling und starrt gebannt nach Süden. Weit ab von der künstlich gesprengten Rinne treibt in riesigen Schollen das Eis hinaus auf das offene Meer. „Die Natur verhöhnt uns noch," meint Wegener bitter zu den anderen. „Alle Arbeit war umsonst, wir hätten ebensogut uns hinlegen und schlafen können!"

Am anderen Tag endlich Ausladen. Mit Hochdruck wird gearbeitet. Das Wetter ist wunderbar. Alles klappt wie am Schnürchen. — „Ein guter Tag, ein herrlicher Tag, ein Tag, der uns einen guten Schritt vorwärts brachte," schreibt Wegener abends in sein Tagebuch.

Fieberhaft beginnen die Arbeiten. Ein Weg über den Gletscher wird gebaut. Fast Tag und Nacht gehen die Transporte. Mehr als einmal stürzen provisorische Brücken ein, Pferde fallen in Gletscherspalten, die Sonne zerstört am Tage, was nachts in mühsamer Arbeit aufgebaut war. Ein Wunder, daß keiner von den Expeditionsleuten oder von den angeworbenen Eskimos zu Schaden kommt. — Das Pferdefutter wird knapp. Macht nichts! Wegener schickt einige Expeditionsleute zur „Heuernte" im Grönlandfjord aus. Mit den Händen wird an steilen Hängen spärliches Gras gerupft, getrocknet und mit dem Motorboot zum Aufstiegsgletscher geschafft. Bis zum Eintreffen des nächsten Futtertransports reicht es. Keine Schwierigkeit ist dem allgegenwärtigen Expeditionsleiter zu groß. 12 Stunden am Tag ist er unterwegs und nachts schreibt er noch auf der Schreibmaschine Berichte und verzeichnet seine Beobachtungen in sein Tagebuch.

Mitte Juli bricht Dr. Georgi mit 12 Hundeschlitten nach seinem zukünftigen Standort in „Eismitte" auf. Von nun an gehen in regelmäßigen Abständen Transportkolonnen mit Hundeschlitten in das Innere, um wissenschaftliche Instrumente, Heizpetroleum und Proviant nach Eismitte zu schaffen. Unterwegs werden an der 400 Kilometer langen Strecke schwarze Fahnen als Wegmarkierung ausgesteckt, Depots angelegt, Benzin für die Propellerschlitten aufgestapelt, damit später der Reiseverkehr über das „große Eis" reibungslos funktioniert. Dr. Georgi fängt sofort an zu arbeiten und bleibt zunächst allein in der Zentralstation; der einsamste Mensch der Welt.

Immer neue Transporte gehen von der Weststation. Es gehört zum guten Ton unter den Eskimos, wie unter den Europäern, von denen ja nur

Aufnahmen Akademia

„Lillemale", einer der nützlichen und brauchbarsten Schlittenhunde der Expedition

hier die Arktis kennen, eine Fahrt nach Eismitte gemacht zu haben. Dr. Sorge ist inzwischen ebenfalls an seinem zukünftigen Arbeitsplatz angelangt. Er und Georgi fangen an, sich für den nahenden Polarwinter einzurichten, den ersten, den Menschen auf dem Inlandeis erleben. Es ist inzwischen September geworden. Noch immer hat sich keiner der Propellerschlitten in der Zentralstation sehen lassen. Mit dem Petroleumvorrat für den Winter sieht es dort böse aus. Auch das Winterhaus ist noch unterwegs, und im Sommerzelt kann man kaum die Winterkälte und die gefürchteten Schneestürme überstehen.

Schließlich rechnete die Besatzung aus, was man an Material für die Ueberwinterung nach menschlichem Ermessen im äußersten Falle noch braucht. 1½ Liter Petroleum zum Heizen und Leuchten pro Tag sind jedenfalls viel zu wenig bei den erwarteten Temperaturen von 50 Grad unter Null und mit Rücksicht darauf, daß ohnehin das vorgesehene Winterhaus wahrscheinlich nicht mehr nach Eismitte kommt. 680 Kilogramm Brennstoff braucht man noch, und wenn diese wenigstens noch gebracht werden, dann will man auf Radio und manches andere Stück der Ausrüstung verzichten. Sorge und Georgi schreiben das in einem Brief an Wegener, den sie der dritten Schlittenkolonne mitgeben. Sie teilen ihm gleichzeitig mit, daß sie am 20. Oktober nach der Weststation mit Hundeschlitten abmarschieren, wenn wider alles Erwarten bis dahin weder Propellerschlitten, noch Hundeschlitten das Fehlende bringen! — —

Diesen Brief erhält Wegener, als er schon mit 15 Hundeschlitten nach Eismitte unterwegs ist.

Die einsamsten Menschen

Der Expeditionsleiter hatte seit Wochen schwere Sorgen. Mit den Propellerschlitten wollte es nicht recht vorwärts gehen, mal arbeiteten sie hervorragend, mal blieben sie hoffnungslos im Schnee stecken. Die lange Wartezeit im Eis fing an, sich unangenehm auszuwirken. Erst in den letzten Augusttagen waren die Schlitten am Lager „Start" und konnten mit den Probefahrten beginnen. Schif, der Schlitteningenieur, baute und probierte mit seinen Leuten von morgens bis abends. Zuerst weigerten sich die Motoren anzuspringen. Mit Lötlampe, Primuskocher und Aetherspritze „kitzelte" Schif sie solange, bis sie ihre Pflicht taten. Manchmal sprang „Schneespatz" zuerst an und mußte dann Platzrunden fahren, bis „Eisbär" so weit war, manchmal umgekehrt. Mal waren morgens die Kufen am Untergrund festgefroren, mal war der Schnee so weich, daß sie festbackten. Dann hieß es unter alle Kufen Brettchen legen, und während der Führer Gas gab, mußten zwei Mann so lange den ganzen Kasten rütteln, bis er sich allmählich in Bewegung setzte. Im Fahren sprang dann die Mannschaft auf, immer in der Sorge, vom hinten sitzenden Propeller getroffen zu werden. Im Laufe der Zeit ging das mit zunehmender Uebung einigermaßen glatt.

Fortsetzung folgt.

Pittchen ZEITUNG

De Schwienskeper

De Kaspereitsche un de Dowedeitsche stunde beide vare Där un noaberde e Wielke. Doa kehm unde de Straaß e Fohrwärk jefoahre. E blanker Schömmel fare klenem, hibschem Fedderwoage jespannt, un hinde drön hucd so e dicker Körl.

„Ei, sehne Se moal, wör ös dat?", sächt de Kaspereitsche. „Na, kenne Se däm nich? Dat ös doch de dicke Paulekuhn, de Schwienskeper!"

„Nu sehne Se doch bloß emoal an, wat dä Körl var stoatschet Fohrwärk hät! Na un dä schene jäle Mantel! Un de schwarte, stiewe Hot. Foorz wie so e Oberamtmann!"

„Oeck segg Aenne, wie där emoal anfung to handle, doa kehm he möt so e klapprijet Woachke un möt sone afjeschuppte Jack. Oawer sehne Se äm hiet! — Ei, jönn Se ook all emoal ön Schorschnehle jewäse un hebbe durt sienem Hoff jesehne? E hibschet Hoffke, allet nie önjebuht. Doa ös doch to sehne, datt de Handel wat önbringt!"

Un wie de Schwienskeper de beide Wiewer vare

Där stoahne sitt, kömmt he ranjefoahre, hölt an un räpt änne vun wiedems to: „Jöst wat to handele, Frues?"

„Oeck hebb nuscht, miene Schwien jön noch to kleen, sächt de Kaspereitsche. Un de Dowedeitsche sächt: „Oeck micht twee hebbe, oawer Se ware joa nuscht betoahle wölle!"

De Schwienskeper stöcht von sienem Woage, nömmt siene niee Lädderpitsch un jeiht möt de Dowedeitsche noa em Schwienstall.

„Loate Se de Schwienkes doch emoal rut! E Borchke un e Suke! Schoad, schoad, twee Bärchkes wöre mie lewer jewäse!"

„Joa, öck hadd ook lewer twee Bärchkes jefuttert, oawer wär varkäft enem twee Bärchkes?"

„Na, un wat fulle de Farkelkes koste?"

„Schene Farkelkes! De Borch ös bohl got tum Schlachte."

„Möttem Borch micht öt joa goahne, oawer dat Suke! Et öß doch man eledderet Suke. — Na, un wat fulle se denn koste?" froacht he wedder.

„Tiee Doaler!"

„Oawer, Fru Dowedeitke, goahne Se, goahne Se! Et jönn doch man Farkelkes! Acht Doaler war öck Aenne jäwe."

„J", sächt dä un schleiht mötte Hand, „doavär jönn se nich! Hol öck dä noch vörtiee Doag — se jönn nu jroadst biem bäste Fräte —, denn kriej öck ölf Doaler, wenn de Kackstäter kömmt."

„Nanu war öck Aenne wat segge: öck legg een Doaler to, un Se loate een Doaler aff. Oes varkofft?"

„Nä, nä, ös nich anderscht wie öck säd: tiee Doahler."

De Schwienskeper kickt se nu vun boawe bitt unde möt siene blanke Oge an un fankt nu jötlich mött är an to räde: „Fru Dowedeitke, öck lägg Aenne een Doaler to. Se ware doch een Doaler runloate!"

„Oeck loat nuscht run!"

„Nich ook e halwem Doaler?", fröcht he ärjerlich. „Hier ös Handjöld, un de Farkelkes bringe Se mie änne Sinnoawend räwer."

Se wull ook all meist noa de Guldes packe; oawer doa besonn se sick. Tweemoal hadd de Körl tojelächt, he lächt woll ook noch tum dröddemoal to.

„Tiee Doaler", sächt se.

„Oes Ehr Mann oppet Föld?" — „Joa." — „Et wart Aenne leed doahne!" Doamött dreiht he sick om un jeiht los.

He kofft noch hier un doa un foahrt denn noa't Föld biem Dowedeit jölfst.

„Jöfft wat to handle?", fangt he ook hier an. „Doa motte Se bie de Fru goahne."

„Na, wie beids könne joa ook moal handele. Oeck handel mött Manns löwer wie mött Frues. Oeck häbb Aenne Schwienkes jesehne; et jönn man klene Pochelkes; öck bruk noch jroadst twee solche. Segge Se, wat wölle Se hebbe?"

„Joa, dat weet öck nich", sächt de Dowedeit.

„Nu ware Se nich weete! Wenn öck man emoal wat to verkepe hadd. Segge Se doch e Prieß." — Unn so red he mött äm hen un här un tolätzt säd de Dowedeit: „Nein Doaler."

„Väl to väl! Var acht Doaler hebb öck dittmoal ganz andre Schwien jekofft. — Un de Dowedeit lät äm de Schwien var acht Doaler. —

Wie he möddags noahus un önne Stoaw rönträtt, es de erschte Froag vun siene Fru: „Wör de Schwienkeper bie die?" — „Joa." — „Häst äm de Schwien womöjlich varkofft?" — „Joa." — „Un wat krejst?" — „Acht Doaler." — „Dammlije Körl, böst du varröckt jeworde!" bröllt se äm an. „Schenkst de Schwien wäch var däm Körl, datt he sick noch mehr opmäste kann! Wat weetst du, wat dat kost', Schwien so wiet to bringe! Du kömmst noahus, huckst die annem Dösch ran, frättst die de Koddere voll un lächst die hen. Andre Manns moake sölfst vare Schwien toracht un droage änne hen. Du stöckst diene Näs nie rön öm Stall. So häfft man sick jequält un bemöcht — — ach — —" Se jrient, rennt rut un schleiht de Där hinder sick to.

Nu wurd däm Dowedeit erscht jewoahr, wat he jemoakt hadd. Noa Fieroawend nehm he dat Handjöld un wart et dem Schwienskeper torickbringe. — „Hier ös dat Handjöld. De Fru, de schömpt!", sächt he, wie he bie äm henkömmt. Dä lacht äm an un sächt: „Oawer Dowedeit, wie sönn doch kene Kinder; wat varkofft ös, ös varkofft! Aenne Fru wart all wedder got ware." Un schöfft äm dat Handjöld wedder torick. „Koame Se rön, drinke Se e Schnaps!" Bie Schnaps un dem Schwienskeper siene kloke Räd beruhichd he sick wedder, stöckt dat Jöld önne Fupp un jing noahus. —

De Dowedeit varkofft dem Schwienskeper kene Schwien nich mehr. Un de Fru häfft dat dem Ohle joahrelang nich varjäte.

Polte Räder.

Kartoffelkraut

Nu hedd de Franz, der Knächt beim Bauer Klischke, de lätzte Staud Kartoffel rausjewuracht. „Nu hest du deinem halbe Morjen raus", dachd Franz bei sich, un jrinsd dazu. „Das macht v'leicht vierzich Zäntner, v'leicht noch mehr, de kleine Schweinskartoffels abjerechent. Der Schaffner Schwarz in Keenichsbärch (e alter Kunde vonnem Franz) zahlt fierem Zäntner zwei Mark fuffzich, das sind runde 100 Eierchens. De Deiwel auch! Das iß e guter Schmätter Jäld. Dafier kannst dich nachdem Paar Rehrenstiebels unn e Pälzche fierem Winter kaufen."

Bei diese Aussicht jrinsd der Franz so doll, daß sich de Futterluk bei ihm bis zu de Ohren hin verlängerd. Zelätzt harkd er das trockne Kartoffelskraut auf einem Haufen unn däckd mit das de Säcke, wo auf einem großen Haufen standen, so gut zu, daß bloß noch e Krauthaufen ze kicken war. „Nu wird hier keiner klauen kommen", dachd der Franz beim Abjchied, „unn morjen iß all Sonntach; de Feerde haben an dem Tach frei, dänn bringste de Kartoffels jleich dem Schaffner Schwarz." Mit allerlätzte liebevolle Blick auf seine Aernte scheiweld der Franz vons Fäld ze Haus.

E halbes Stundche drauf, beim Dunkelwerden, kam Millers Fritz unn Schulzes Richard aufs Kartoffelsfäld, bloß, weil se peesern wollden, unn sahen foorts dem große trockne Krauthaufen vom Franz. „Ei, kick", saachd der Fritz zum Richard, „de Deiwel auch, wänn wir dem Zunder jeben, wird e Feierche rein wie Johannisfeier. Was meinste, solln wir ihm . . .?" — „Weißte, ich mein man bloß, daß das womeejlich nich mal brännt. Das Kraut is noch e bißche jrien", saachd der Richard. — „Na, wollen wir wätten? Ich sätz von meine Seit e Zigarett!" — „Unn ich e Bleifäder, daß das nich brännt!" Der Fritz wädd bloß, wänn er jewinnen konnd. E paar Minutchens drauf kroffen all de Flammen an de bedäckte Kartoffelssäcke ran, wo auch bald schmorden. Wie Fritz unn Richard märkden, was se mit ihr Peesern anjerissen hedden unn jradzich löschen wollden, kam de Schandarm dem Weech entlank. — „Fritz, nimm de Koschels inne Hand unn ränn nach rechtsch, ich pees nach linksch! Bloß laß dir nich zergrabbeln! Halt auch de Schnauz, weil jonst der Lehrer unser Leder ze Stiefelsohlen järbt!"

So waren dänn durch dis Mißverständnis dem Franz seine Kartoffels hin. Wie er am Sonntach inne Frieh mit Fuhrwärk kam, fand er statt dem große Haufen e kleines Haufche Bratkartoffels. Vernichtet war sein Traum vons Pälzche unn de Rehrenstiefel. Als e jebrochener Mann kaud er an seine Bratkartoffels un weimerd vor sich hin: „Daß du dich nich das Rauchen abjewehnen kannst. Ganz sicher hafte jästern abend beis Zehausejehn de Piep dich anjestochen un in Jedanken dem Streichholz wechjeschmissen — ins trockne Strauch. Allmählich is das einjeschwält unn hat dem Unjlick anjericht!" — Am Fritz unn am Richard dachd er nich, auch nich am Schabernack. — Von da ab raucht de Franz nich mehr. Doch diesem Winter wird er ohne Pälzche frieren müssen.

E. Sch.

Schlafliedche

Schlaf ein, mein kleines sießes Bengelche,
Schlaf ein und mach de Augchens zu.
Hoch ieber dir, da wacht dein Engelche,
Das schuhscht dir inne tiefste Ruh.

Und morjen jibt e feines Zuckerstängelche. — —
Lej dir man scheen auf deine richt'je Seit.
Dein Muttche huckt bei dir noch e klein bißche; —
Jewacht hast du, mein Jung, jenuch fier heit.

Was quarrst auf einmal, Bengel, du?
Der Schnuller hänkt doch an dein Halsche runter!
Na scheen, hier hast noch deine Muschekuh,
Bloß, Jung, wer' mir nicht jetzt noch munter!

Schlaf ein, mein kleines sießes Bengelche.
Mein jreeßtes Jlück auf Erden bist ja du.
Und morjen jibt e feines Zuckerstängelche. — —
Na ja — nu hat er auch de Augchens zu!

Gustav Adolf Goerke.

Käse / E waohre Jeschöcht

Dat wär e Tofall, on tom Lache —:
Met Botter handelt on met Käs'
On andre dillekoate Sache
Een Heeker, mettem Noame — Käs'!
Am kleene Deerke stund to lese:
Lantbutter, Kehse, Eier, Schmals —;
Inhaber: August Gottlieb Käse. —
Mench Schooljung lacht ut vollem Hals.
Menk Jung hefft do dem Wetz jereete,
Wenn he feert Muttke enjehoalt:
„Een halwet Pund, so, wie Se heete!"
On emmer säd de Käse bold:
„Mien Noame es doch nich tom eete,
So wie de K—e—h—s—e!
Eck schriew mie, dat mottst nich vajeete:
K—a— Tippel, Tippel, —s—e!"

So wurd bold tom Jespott de Käse,
De dicke, vahle Jungjesell;
De runde Buk, de blue Näse,
De paßde to dat blanke Fell.
Dat andre —, dat blew meist vaborje:
De veele Pund vaschenktet Schmolt —;
Wie veele Winternot on Sorje,
He heimlich deckt met Jild on Holt. —
Met veelem Dank wär nuscht to moake;
De Käs' säd denn: „Behoal dem Schmus!
Go, Wieske, feere Kinder koake;
Dien Oahler kömmt ok boald tohus!" —
On Week feer Week, on Joahr feer Joahre,
Boald ute Fern, boald enne Näh,
Heert he de Junges feste roahre:
„K—a— Tippel, Tippel —s—e!"

Moal steiht veer siene Dehr de Käse;
Doa — oppem Damm — son kleener Jung —;
Een flinket Auto — dat wart beese — — —:
Do moakt de Käs' 'nem groote Sprung,
Schuppst wech demJung —, ent-oawer weder —!
Valor denn-mettem Dot dat Speel.
Jroad äwre Brost goahn em de Räder —:
Twelf Meter Bremsspoor es toveel! —
On sacht se anne Sied em broachte —;
De arme Käs' hefft nich jekloacht.
Wer kann dat sönd? — de Minsche dochte;
Een Schupo hefft em leis' jefroagt.
Met letzte Kraft, met bloodje Lippe,
Heewt he dem Kopp noch enne Heh;
He wull noch mettem Finger tippe:
„K — — a — — Tippel, — Tipp — —

A. O. Dietrich-Kreuzburg.

Uschi-Dora Hüppke an Lies'che Kumstkat

Frau Elisabeth Kumstkat!

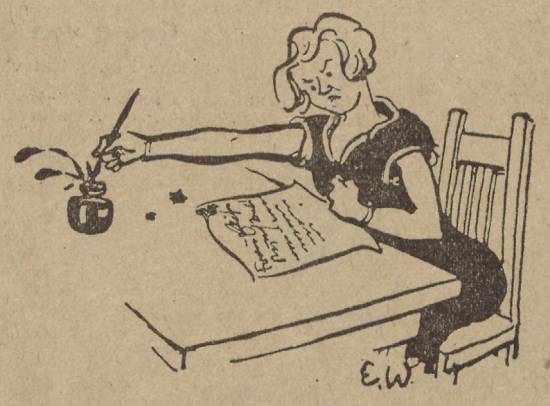
Ich fühle meine Hand zittern, womit ich dieses schreibe, denn mein Herz klopft vor Aufregung über Ihren dreimal destillisierten Brief, welchen ich nämlich von vorn und hinten Wort für Wort gelesen habe. Denn Herr Buttkus hat mir denselben ausgehändigt, indem er zuerst nicht wollte, aber mußte, weil er Bemerkungen aus demselben zu mir überfließen ließ, welche mir höchst verfänglich vorkamen und ich ihm dieserhalb sagte und von ihm foderte, daß er mir das Geschreibsel zeigen täte, weil ich mich gegen die schriftlichen Unflätigkeiten und den aasigen Schreiber von sowas verteidigen muß.

Also Sie, Frau Buttkus, sind der Betreffende mit dem Unflat! Was fällt Ihnen denn ein, Sie intrigantöse Person! Also als eine solche entpuppen Sie sich in den Augen von ein junges anständiges Mädchen, und will ich Ihnen mal gleich sagen, daß mir sowas direkt über die Hutschnur geht! Wie kommen Sie überhaupt dazu, sich zwischen mir und dem Herrn Buttkus zu schieben! Glauben Sie denn, Sie spachheistriges Ding, daß Sie zu solche intrigantöse Schikaniereereien überhaupt auch man bloß das geringste Recht haben könnten, Sie besorgtes Eheweib? Denn wenn Sie mir fiesafieh stehen möchten in diesem Momang, glauben Sie, es wäre Ihnen vergönnt, mir geradeaus in meine Augen schauen zu dürfen? Sie möchten sich vielmehr unter die Erde schämen, klafterweise tief, und erröten vor mir, wenn Sie mir Rechenschaft ablegen müßten von Ihr ordinäres Tun und Treiben im Falle von mir und des Herrn Karl Buttkus!

Wie kommen Sie überhaupt auf dem Thema, meinen neusten Freund einen Brief zu schreiben, welcher nichts wie Lügen und unpassende Bemerkungen über mich und ihn enthalten tut! Ich denke, mit Herrn Buttkus sind nicht Sie befreundet, sondern Ihr Mann, weshalb es denn auch voll und ganz ausgeschlossen ist, daß Sie über seinen Kopf Ihr grünes Gift verspritzen, indem, was Ihr Mann ist, all längst in seinem Bette lag und sich ausruhte, wie Sie selbst nicht leugnen können. Na also! Und wenn Sie sich rühmen, daß Sie eine zart beseitete Frau sind, denn muß ich über sonen Ausspruch einfach hohnlachen und Ihnen sagen: wie kommen Sie mir vor, Frau Kumstkat! Und was Sie da in Ihr ungereimtes Zeug von Weiberherzen zusammenfaseln und Herrn Buttkus, meinen lieben Freund, einreden wollen, daß ich so ein Herze aus einer Operette „Rigoletto" sein soll, denn nehmen Sie sich bloß verdammt in acht, Sie klatschsüchtige Person, daß ich Ihnen nicht wo durch den Herrn Generalstaatsanwalt oder noch einen höheren Richter gerichtlich belangen lasse, damit Sie wegen übler Verleumdung und so was ähnliches glatt ins Loch kommen, wo Sie wegen Ihr Maulwerk von rechts wegen längst drin sitzen müßten!

Ebendso das mit „die allerbreitste Oeffentlichkeit"! Sind Sie dabei etwa wo zugegen gewesen? Nein, das sind Sie nicht! Daher Ihnen denn auch kein Mensch nicht befugt hat, sowas einfach aus der heitern Luft zu greifen und als richtige Wahrheit in die Welt auszuposaunen, was Sie gar nicht beigewohnt haben! — Denken Sie man nicht, Frau Kumstkat, daß Sie mir mit solche fiesen ausgestunkenen Lügen auch bloß ein Hachelchen Angst in die Knochen jagen können! Da müssen Sie sich all eine richtige Dumme zu aussuchen, — mich nicht, denn ich bin nicht von gestern, will ich Ihnen flüstern! Und denn —: wie kommen Sie Zippohr zu der Frechheit, Herrn Buttkus in seinen Kopf zu setzen, daß er mit mir nicht mehr gehen soll!

Wenn ich jetzt auf einem weiteren Motiv in Ihrem giftgrünen Lügenbrief zu sprechen für nötig befinde, denn muß ich Ihnen erst mal so recht deutlich sagen, daß Sie von feines Benehmen auch nicht die geringste Idee von 'ner Ahnung haben! Nämlich sonst möchten Sie sich nicht wundern, daß ich Herrn Buttkus zu feinen Manieren beim Essen und auch sonst erziehen will, und gehört zu denselben eben, daß man nicht mit dem Messer in dem Munde fährt und die Ellbogen so ausspeilen tut, daß man mit denselben oder wenigstens mit dem einen, seiner Nachbarin die Augen ausspickt! Außerdem daß sowas



Zeichnungen: Eugen Weidenbaum.

direkt gefährlich werden kann, schickt es sich nicht, weil es gemein aussehen tut. Aber Sie, Frau Kumstkat, haben natürlich nicht eine Spur von Begriff dafür, denn Sie sind eben aus ungebildete Kreise, wofür Sie auch in Ihrem Briefe den Beweis ablegen. — Es geht mich ja gar nichts an, aber ich muß Ihnen doch sagen, daß Ihr Stil eine gebildete Dame, wie z. B. mich, direkt peinlich berühren tut. Sie haben höchst wahrscheinlich noch niemals in Bücher und Romane gelesen, denn sonst wären Sie mit der Korrespondanks doch wohl ein Happchen beflissener wie Sie sind und möchten mit Fremdworten besser Bescheid wissen und nicht sowas Dammliges von „Monument" schreiben, wo es französisch ist und Momang heißt. Und ebendso nicht die „Konflicker", indem diese Gegenstände sich Kongflikten nennen. Auch sonst ist Ihre Ottografie mehr wie schwach, weil Sie nämlich so gemein schreiben, wie Sie höchst wahrscheinlich auch sprechen! — —

So! Ich halte es mit meiner Würde nicht vereinbar, mich mit Ihrem niederträchtigen, ausgefusselten Geschreibsel noch weiter zu bemengelieren und kann Ihnen bloß nochmals den guten Rat geben, sich nicht um ungelegte Eier zu bekümmern, welche Sie garnichts angehen und Sie auch nicht das geringste Recht dazu haben! Wenn Ihnen trotzdessen danach womöglich jankern sollte, denn würden Sie es mit mir zu tun kriegen, daß Sie sich doch wundern möchten, indem ich mit dem Munde und auch der Feder ganz ungeheuer gewandt bin, was Sie auch bei meinem Chef erfragen können, und es mir folgedessen nicht schwer fällt, Ihnen einen bildlichen Strick zu drehen und von wegen bösen Leumund und intrigantöse Verdächtigungen meiner Persönlichkeit zu einem Freiplatz im Kittchen zu verhelfen! Hüten Sie also Ihre arglistige und falsche Zunge! Und daß Sie sich nicht etwa wo unterstehen, zu der Frau Buttkus, wenn dieselbe von Ihrer Berliner Reise zurückgekehrt ist, falsch Zeugnis wider mich zu reden! Denn gnade Ihnen Gott, Frau Kumstkat!

Es zeichnet

Fräulein Uschi-Dora Hüppke.

Lieber Jevatter August!

Diese kurze Zeilens, wo nu noch zukommen, schreib ich, weil die Freilein Uschedorche mir expreß dadrum jebeten hat, extra unter die ihrichte, und bitte Dir, Deine Frau Elisabeth doch zu beruhjen, wo uns in sone peiniklije Zwickmihl jebracht hat. Daß se is mit mir gut meinen tut, nehm ißch natierlich an unn glaub das jern; aber is tut nicht gut, sich mank einem Liebespaare zu klemmen, wenn selbichtes auch blooßich in jeistije Liebe mitenander vereint is, wie ich Dir von das Freileinche unn mir jeschrieben hab. Wir zwei beide lassen uns nuschtt nich ze schulden kommen unn brauchen wejen deshalb auch nich de Zielscheib von Bevormundijungen sein! Aber dadrum man keine Feindschaft nich, August!

In diesem Sinne winsch ich Dir alles Gute unn bin mit viele Frijße

Dein Jugendfreind

Kardel Buttkus,

welcher nu in hehere Relijonen schwebt.

Keenigsbärch, dem 21. November 1935.

Druck und Verlag: Königsberger Allgemeine Zeitung und Verlagsdruckerei G. m. b. H. Hauptschriftleiter: Dr. Robert Volz. Verantwortlich für den Textteil: Dr. Eberhard Sarter (zugleich Vertreter des Hauptschriftleiters); für den Anzeigenteil: Johannes Markgraf, sämtlich in Königsberg Pr. — DA. III. Vj. 1935: 12 115. — Pl. 2.

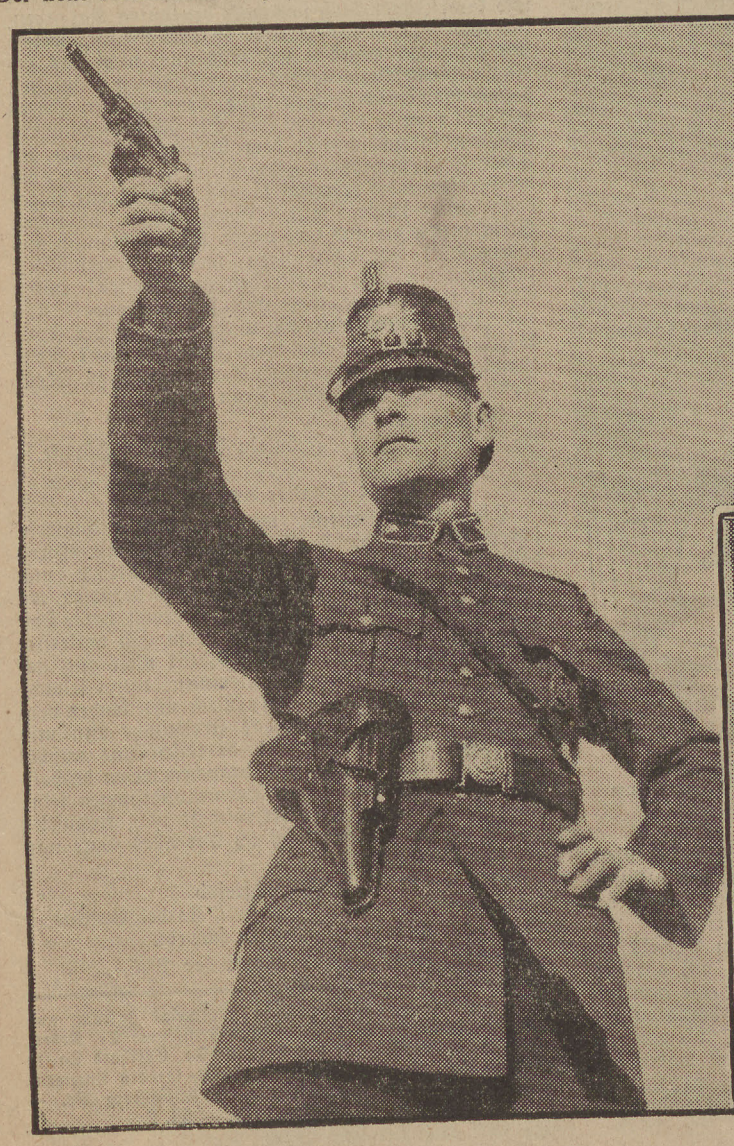
Zeitgeschehen im Bild

Marschall Badoglio
wurde als Nachfolger de Bonos zum Oberbefehlshaber der italienischen Truppen in Ostafrika ernannt

Reichsbauerntag in Goslar
Der Stellvertreter des Führers, Reichsminister Heß, und Reichsbauernführer Reichsminister Darré verlassen nach der Tagung die neue Stadthalle in Goslar

Der siegreiche Baldwin
Die Wahlen in England endigten mit einem Sieg der Nationalregierung. Auf unserem Bild sieht man Ministerpräsident Baldwin mit seiner Frau vor ihrem Wahllokal in Westminster

Unten: **Polizei-Fünfkampf-Meisterschaft**
Der neue Polizei-Fünfkampf-Meister Kraneis-Berlin beim Pistolenschießen

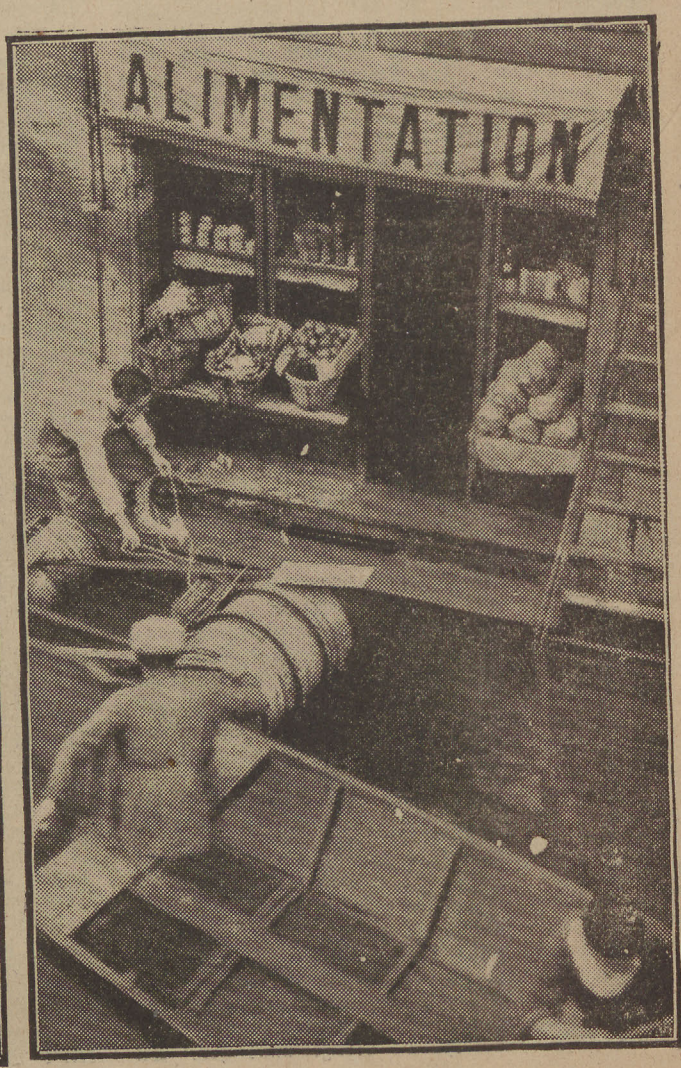


„Haus der Flieger"
Das Gebäude des früheren Preußischen Landtags ist zu einem „Haus der Flieger" umgestaltet worden. An der Feier nahmen Offiziere der Luftwaffe, Beamte des Reichsluftfahrtministeriums und die Mitglieder des Aero-Clubs teil. Auf unserm Bild sieht man in der ersten Reihe (von links): Staatssekretär Generalleutnant der Flieger Milch, Botschafter von Ribbentrop und General der Flieger Wachenfels

Rechts: **Hochwasser in Südfrankreich**
Das Hochwasser in Südfrankreich erreichte außerordentlich bedrohliche Ausmaße. In den überschwemmten Stadtteilen von Avignon kann die Versorgung der Lebensmittelläden nur mit Booten erfolgen.

Unten: **Georg von Griechenland kehrt heim**
Der griechische König tritt von seinem Londoner Hotel die Heimfahrt an.

Aufnahmen Presse-Bild-Zentrale (3), Presse-Illustrationen Hoffmann (2) Associated-Press (1) Welt-Bild (1).



Die Frau spricht zur Frau

„Kommen Sie nach der Arbeit!"

Früher haben sich die Männer aufgerieben, tagsüber angestrengt gearbeitet, abends Vergnügungen oder gesellschaftlichen Verpflichtungen obgelegen. Vor Mitternacht gingen sie nicht ins Bett, meist noch viel später oder „früher". Wenige Stunden Schlaf konnten ihnen keine Erholung geben, der Morgen stand im Zeichen eines schweren Schädels.

Inzwischen haben sie von den arbeitenden Frauen gelernt, ein vernünftigeres Leben zu führen. Die Frau weiß besser, was sie ihrer Gesundheit, ihrem Bestreben, jung und frisch zu bleiben und auszusehen, schuldig ist. Immer häufiger kommt es jetzt vor, daß auch Männer um 11 Uhr aufstehen und sich bei der Gastgeberin entschuldigen: „Ich muß morgen sehr früh aufstehen, ich möchte gern ausgeschlafen haben".

Verständige Gastgeberinnen, die selbst allzu früh wieder aufstehen und arbeiten müssen, haben längst die Berechtigung zu diesem zeitigen Aufbruch eingesehen. Sie drängen nicht zum weiteren Bleiben, sondern laden zu früherer Stunde ein. „Kommen Sie nach der Arbeit", heißt es heute und das will sagen: Kommen Sie um 6, um 7 Uhr, wann Sie eben fertig sind. Niemand geht mehr nach Büro- oder Geschäftsschluß nach Hause, um eine zu kurze Stunde zu ruhen, eine zu lange Stunde sich umzuziehen und dann von neuem Anspannungs- und Ermüdungsmomenten, einem schweren Abendessen und angestrengter Unterhaltung ausgesetzt zu sein. Man bleibt heute in dem Anzug oder hübschen Tageskleid, die man zur Arbeit, der ja endlich auch repräsentative Ansprüche zugestanden werden, getragen hat. Man wäscht sich die Hände und vielleicht auch das Gesicht, irgendwo wo man gerade ist, im Büro, in der Universität, im Café, in dem man Verse oder Geschäftsabschlüsse dichtete, man macht sich vor dem Spiegel ein wenig mit Kamm, Puderdose und Lippenstift zurecht, bürstet sich mit der Taschenkleiderbürste ab, und ist fertig zum Besuch „nach der Arbeit". Hat man zu diesen wenigen Vorbereitungen keine Gelegenheit, so kann man ohne weiteres und ohne unliebsames Aufsehen den Waschraum der Gastgeberin benutzen, ehe man in den Kreis der Geladenen eintritt.

Dort findet man stets eine heiße Tasse Tee, wenn es sehr üppig ist, einen Kognak oder Cocktail, Zigaretten, Kuchen und — als Wichtigstes, ein paar belegte Brote vor, die zu späterer Stunde das Abendessen ersetzen. Bequeme Sessel laden zum Ausruhen ein. Man blättert in Zeitungen und Zeitschriften, man unterhält sich, wenn man Lust dazu hat, Schweige- und Redegruppen bilden sich, das Grammophon tönt ganz leise in einer Ecke. Manche vergessen die Arbeit, andere bekommen im Gespräch neue Anregungen Eine heiße oder eisgekühlte Tasse Fleischbrühe gibt zu späterer Stunde neue Kraft, Obst erfrischt. Man geht, wenn man noch etwas für den Abend vorhat, um 8, oder bleibt bis 10, um dann zeitig, unbeschwert und nicht übermüdet, zu Bett zu gehen. Vielleicht macht der eine oder andere, der eine mit der andern, inzwischen einen kleinen Spaziergang, der tagsüber fehlte für eine halbe oder ganze Stunde, um danach noch eine letzte Tasse Tee mit etwas Gebäck zu sich zu nehmen.

Die Hausfrau, die stets die schwerste Last aller Einladungen zu tragen hat, kommt ebenfalls noch vor Mitternacht ins Bett. Sie hat sogar Zeit, am gleichen Abend noch, wenn es sein muß, das wenige Geschirr, das benutzt wurde, abzuwaschen und aufzuräumen. Am nächsten Tag der neuen angestrengten Arbeit aber sind alle, Gäste und Gastgeber, frisch und munter wie nie nach den großartigen Veranstaltungen früheren Stils, die man „Gesellschaften" nannte.

Viele, die auf Geselligkeit, die wir alle in schweren Zeiten doppelt nötig haben, schon verzichten zu müssen glaubten, können sie unbeschwert pflegen, wenn es heißt: „Kommen Sie nach der Arbeit!"

Eva Jungermann-Travers.

Getollte Spitzen

Man hat die Stellschere wieder neu entdeckt, hat sie aus einem mehr als zwanzigjährigen Dornröschenschlaf erweckt, und nun soll sie sich, so scheint es, in diesem Winter recht eifrig betätigen. Zeigt doch die Mode sowohl zum schwarzen Wollkleid, wie auch zu Tuch und Samt vielfach Spitzengarnituren, die steif in kleinen Tollfalten gestellt, entweder eng um den Hals, sowie um das Handgelenk, oder als Jabot, auch seitlich als Abschluß, sowie in beliebigen Garnierungslinien die Kleider zieren. Schmale Spitzen von Daumenbreite bis zu 5 Zentimeter in enggerundeten Tollfältchen gestellt, Tüllspitzen, Baumwollspitzen, Bretons werden gegeneinander genäht, die Nahtstellen von einem Samtband bedeckt, und so wie eine Kette unabhängig vom Kleid um den Hals gelegt, und finden um die beiden Handgelenke Armband-gleich eine hübsche Wiederholung. So zeigt man ein schwarzes Abendkleid mit einer schneeweißen Spitzenkette um den gretchenartig rund ausgeschnittenen Hals, sowie als Abschluß der ¾ langen Aermel. Ein seitlich mit einem Knopf geschlossenes kragenloses Wollkleid zeigt als einzige Garnierung schmale getollte Spitzen, die vom Hals zur Schulter, und von hier schräg zur Taille laufen. In sehr aparter Weise ist ein schwarzes Spitzenkleid mit getollten weißen Spitzen am Halse ausgarniert. Da liegt ein Jabot aus mehrstufigen übereinander gelegten getollten Spitzen vorne hoch am geschlossenen Hals, und gibt dem Kleid jene gewisse strenge Vornehmheit, die vom langen engen Spitzenärmel noch unterstrichen wird.

Ein bißchen unheimlich ist dem kleinen Kerl das große Ding an der Wand — aber das Brummen ist doch zu schön!

Aufn. Jutta Selle

Mutters kleine Helfer

Von Erika Menzel

Frau Werner hat große Wäsche. Was das bei einer Familie von sechs Köpfen: Eltern und vier schulpflichtigen Kindern heißen will, wenn sie nur einmal monatlich an diese Arbeit geht, weiß jede Hausfrau aus Erfahrung. Ungeduldig tritt sie immer wieder in die Tür der Waschküche, um nach ihrer Aeltesten Ausschau zu halten, die sich ums Essen kümmern soll, damit, wie sie ihr beim Abschied morgens sagte, es der Vater beim Heimkommen, wie gewohnt, „mundgerecht" auf dem Tisch findet. Als sie ein Blick nach der Uhr überzeugt, daß es die höchste Zeit ist, nach dem Ofen zu sehen, schlingt sie rasch ein schützendes Tuch um den erhitzten Körper, schließt die Tür hinter sich und steigt erregt die Treppen zu ihrer Wohnung hinauf. „Daß doch aber auch gar kein Verlaß auf die Kinder ist!" murmelt sie dabei halblaut vor sich hin. Noch ehe sie aber den letzten Absatz erreicht hat, kommt ihr die blonde Liese ihrer Nachbarin mit dem Handkorb entgegen, um nach raschem Gruß an ihr vorbeizuschlüpfen.

„Nanu, du bist ja schon zu Hause! Unsere Anna muß wohl nachsitzen?" ist Frau Werners erstaunte Frage.

„Nein, Frau Werner, wir sind zusammen fortgegangen. Anna wollte nur Müllers Hannchen noch ein Stückchen bringen, da bin ich allein nach Hause gegangen, weil ich noch für die Mutter kaufen muß, was sie zu Mittag braucht!" antwortete die Kleine und sprang munter die Treppe hinab.

Frau Werner ließ sich nichts davon merken, wie sehr sie sich über ihres Mädels Pflichtvergessenheit ärgerte, als ihr nun Klein-Annas Mutter auf dem gemeinsam bewohnten Stockwerk einen Gruß zurief, ehe sie hinter ihrem Kinde die Tür schloß. Sie wußte genau, daß diese mit angehört, was sie mit ihrer Kleinen gesprochen. Sie wußte aber auch, daß sie ihr von jetzt an nacheifern und auch ihre Kinder zu regelmäßigen kleinen Hilfeleistungen im Haushalt heranziehen würde, was sie bisher im stillen immer verurteilt hatte. Frau Klaus hatte doch die bessere Erziehungsmethode von ihnen beiden. Ihre Kinder führten die ihnen übertragenen Arbeiten ohne Murren aus, während sie bisher immer auf leisen Widerstand gestoßen war, wenn sie von ihren eigenen einmal eine Hilfe und Unterstützung erwartete. Noch war es aber Zeit, auf dem eingeschlagenen Wege umzukehren. Hatte sie bisher versäumt, ihren Kindern kleine bestimmte Arbeiten im Haushalt zu übertragen, weil sie selbst in ihrer Kindheit damit überlastet war, so mußte das jetzt anders werden. Daß kindlicher Frohsinn und Unbekümmertheit nicht dadurch geschmälert wurde, sah sie ja an den Kleinen ihrer Nachbarin, die ihr täglich kleine Arbeiten abnahmen. Schließlich hatte diese doch recht, als sie im Gespräch über diesen Punkt einmal sagte: „Was ein Bäumchen werden will, krümmt sich beizeiten. Ich gebe ihnen nicht mehr auf, als was sie mit ihren Kräften leicht ausführen können. Lasse sie aber immer merken, wie sehr ich ihre Hilfe schätze. So sind sie stolz darauf und nehmen mir ungebeten bald dieses, bald jenes ab, wachsen also wie im Spiel in immer größere Pflichten hinein — sicher nicht zu ihrem Schaden."

Und alles „nur" aus Hering!

Heringe gelten als etwas landläufige, recht wenig edle und wandlungsfähige Fische, deren Nährwert zwar schon erkannt ist, die aber noch nicht recht „gesellschaftsfähig" sind. Hier folgen einige Rezepte, die das Gegenteil beweisen sollen und Anregung geben, die Vielseitigkeit des Herings auszunützen, um ihn recht oft auf den Tisch bringen zu können.

Heringe im Schlafrock. Schöne Fettheringe werden gut gewässert, gehäutet, mit wenig Zitronensaft beträufelt und die Hälften noch einmal quer durchgeteilt. Die Stücke werden in zerlassener Butter auf schwachem Feuer rasch ein wenig angebraten. Inzwischen ist eine Füllung vorbereitet, die aus Mehlschwitze, gehackter Zwiebel, gehackten Steinpilzen und viel verschiedenen Kräutern sehr würzig abgeschmeckt ist. Die erkaltete Masse wird dick zwischen je zwei Heringsstücken gestrichen, die man dann zusammenbindet und in Oelpapier wickelt. Auf einem Rost, der mit Oelpapier belegt ist, läßt man die Heringe dann rösten, während man sie häufig wendet.

Heringvorspeise. Drei Salzheringe läßt man gut wässern, enthäutet, entgrätet und hackt sie fein und mischt die Würfel mit einem Viertelpfund gehackten Schweinebraten, Kalbsbraten oder Schinken, ebensoviel geriebenem Weißbrot, drei Eigelb und einigen Löffeln saurer Sahne. Man füllt die Masse in kleine Pastetenförmchen oder Muscheln, überstreicht sie mit Tomatenmark, streut Reibbrot und Butterflöckchen oder reibt Käse darauf und bäckt sie eine halbe Stunde im Ofen, bis sie schön knusprig braun überbacken sind.

Heringsauflauf. Drei große, schöne Heringe werden gut gewässert, enthäutet, entgrätet und mit Pfeffer und Zitronensaft bestreut eine Stunde stehen gelassen. Inzwischen bedeckt man Boden und Seitenwand einer Auflaufform mit einem guten Pasteten- oder ungezuckerten Butterteig, bestreut den Boden mit einer dicken Lage von gehackten rohen Aepfeln und Zwiebeln zu fast gleichen Teilen, legt darauf die Heringsfilets, streut eine zweite Schicht Aepfel und Zwiebel darauf, überstreut mit Butterflöckchen und Sahne und deckt die Teigdecke darüber. Man macht einige Einschnitte in die Oberfläche und bäckt den Auflauf 40 Minuten in heißem Ofen. Pikante Kräuter sind gut aber nicht unbedingt nötig dazu.

Alte Wolle wieder zu verwenden

Um die Wolle eines alten Pullovers oder alter unbrauchbarer Strümpfe wieder verwenden zu können, mache man sie auf folgende einfache Weise wieder glatt und haltbar: Man riffle die Wolle auf und wickle sie auf Knäuel. Nun lege man die Wollknäuel in kaltes Wasser und bringe sie auf schwachem Feuer langsam zum Kochen, worauf man sie ebenso langsam in dem Wasser wieder erkalten läßt, gut ausdrückt und an einem warmen, nicht zu heißen Ort etwas übertrocknen läßt. Dann wickelt man die Wolle fest auf ein Holzbrett, um sie wieder glattzumachen und läßt sie dann vollends trocknen. Dabei wird man die Wolle öfters umwickeln müssen, damit die unteren, leicht feucht bleibenden Lagen nach oben kommen und ebenfalls gut trocknen. Die auf diese Weise behandelte alte Wolle kann man nun wie neue verwenden.

Ein Teig, vier Sorten Honigkuchen

Billig und gut und nicht abhängig von irgendwelcher Zeitvorschrift für das Warten ist dieser Teig: 500 Gramm Honig, 150 Gramm Zucker und ein Zehntel Liter Milch kocht man, bis die Masse Fäden zieht und läßt sie etwas abkühlen. Dann rührt man soviel Weizenmehl hinein, daß der Teig nur mit Mühe zu kneten ist und sich für ausrollbar erklärt. Er bleibt zwei Tage stehen, und dann wird er gewogen. Für drei Pfund Teigmasse hat man 20 Gramm Pottasche in Rum gelöst und zehn Gramm Hirschhornsalz mit einem Löffel Mehl gemischt, gibt beides zu dem um und um gewirkten steifen Klops und ruht nicht eher, bis er sich bis in die kleinsten Poren von treibenden Kräften durchdrungen fühlt.

Von nun an ist dem Teig alles gleich. Man kann ihm nach acht Tagen eine Ecke herausreißen, um sie mit reichlich geriebenen Nüssen, Zitronat, Zitronenschale, ein Teelöffel Zimt und einen halben Teelöffel Nelken und Ingwer durchzuarbeiten und ausgerollt zu Herzen auszustechen und hellgelb zu backen. Man findet nach weiteren acht Tagen wieder Zeit, sich zu betätigen, und eine zweite Ecke muß dran glauben. Ihr werden gehackte Mandeln, Schnitzel von Apfelsinenschalen und ein Teelöffel Kardamom knetend beigebracht, und die ausgestochenen Sterne schmückt eine Mandel, Schokoladenpulver und einige bittere, geriebene Mandel sowie geraspelte Nüsse finden in der dritten Ecke Unterkunft, und wenn man dann noch winzige Stückchen von kandierten Früchten in die letzte Knetmasse befördert, und dafür gesorgt hat, daß alle ein Abzeichen ihrer besonderen Bürde an Würzhaftigkeit tragen, so wird kein Zweifel herrschen, welche man bevorzugen soll. Eine Glasur ist der Notbehelf für charakterlose Plätzchen.

Unser Mittagessen

Montag: Grünkerneierkuchen, gemischtes Gemüse.

Dienstag: Entengekröse mit Majoransoße, Kartoffeln.

Mittwoch: Apfelsuppe, Erbsenbrei mit Zwiebel- und Speckwürfeln.

Donnerstag: Meerrettichkartoffeln mit Blutwurst, Obst.

Freitag: Bratfisch, Sauerkraut, Kartoffeln.

Sonnabend: Eier in Mostrichsoße, Kartoffeln.

Sonntag: Hackbraten, Blumenkohl, Kartoffeln, bunter Flammeri.

Grünkerneierkuchen (4 Personen): 200 Gramm Grünkernmehl von der Mitte aus langsam mit ¼ Liter Milch und 3—4 verquirlten Eiern verrühren. Salz, wenn nötig etwas Weizenmehl, geriebenen Käse und reichlich feingehackte Petersilie dazugeben. Dann dünne Eierkuchen in der Pfanne backen.

Meerrettichkartoffeln mit Blutwurst (4 Personen): Eine Stange Meerrettich fein reiben, mit 2 Eßlöffeln Zitronensaft und 2 Eßlöffeln zerlassener Butter, Salz vermengen und mit 3 Pfund fast weich gekochten, abgegossenen Kartoffeln zu Brei stampfen. Wenn nötig etwas kochende Milch dazugeben. 500 Gramm Blutwurst häuten und in dicken Scheiben aufgebraten, zu diesem Kartoffelbrei reichen.

Bunter Flammeri (4 Personen): 1 Liter Milch mit 65 Gramm Zucker aufkochen, 80 Gramm kalt angerührtes Mondamin oder Kartoffelmehl dazugeben und nach kurzem Aufkochen 1 Eßlöffel feingeriebene Mandeln, 1 Eßlöffel gesäuberte Sultaninen und 1 Teelöffel Zitronat in kleinen Würfeln dazugeben. Erkalten lassen und gestürzt, mit Saftsoße, reichen.

Waldtraut Eggert.

Schwer zu begreifen! Immer wieder muß man die Erfahrung machen, daß die meisten Menschen sich wohl morgens, aber nicht abends die Zähne putzen. Anscheinend wissen viele noch nicht, daß die Zähne gerade während des Schlafes durch die Zersetzung der Speisereste am meisten gefährdet sind. Deshalb sollte die abendliche Zahnpflege mit Chlorodont jedem zur Selbstverständlichkeit werden! Wer regelmäßig die Qualitäts-Zahnpaste Chlorodont benutzt, hat immer blendend weiße Zähne und erhält sie bis ins hohe Alter gesund.

BIBLIOTEKA UNIWERSYTECKA W TORUNIU

Aus Stadt und Land

Ostpreußisches Tagebuch

Ostpreußens Jungflieger. — Schon denkt man an den kalten Sport. — Wenn wir erst den Masurischen Kanal haben!

In der Erziehung der Jugend zum Luftfahrtgedanken und zum praktischen Fliegen hat die ostpreußische Sportfliegerei große Aufgaben. Trägerin dieser Arbeit ist die Luftsport-Landesgruppe I. Ueberall sind ihre Ortsgruppen und ihre Stützpunkte in der Provinz verteilt, und überall wird an den gleichen Zielen gearbeitet. Daher sei kurz auf das hingewiesen, was im Laufe dieses Sommers geleistet wurde und auf die Dinge, die sich zur Zeit mitten in einer interessanten Entwicklung befinden.

Nach dem Zustandekommen eines Abkommens zwischen dem Reichsluftsportführer und dem Reichsjugendführer entstanden in Ostpreußen an 60 Orten Modellbauscharen des Jungvolks und Fliegerscharen der HJ. Um die geeigneten Lehrkräfte zum Modellbau heranzuziehen, wurden in der Modellbaulehrerschule in Lötzen bisher 200 Lehrer geschult, deren Zahl sich bis Ende Februar auf 350 erhöhen soll. In Zusammenarbeit mit den Behörden wurden Ausbildungspläne für den Modellbau zusammengestellt und Richtlinien für die Ausstattung der Werkstätten geschaffen. Bereits in diesem Winter werden rund 8000 Jungen zwischen 10 und 14 Jahren in ostpreußischen Schulen mit dem Bau von Flugzeug-Modellen beschäftigt, mit dem Luftfahrtgedanken vertraut gemacht und in charakterlicher Beziehung geprüft werden. Die Jungen im Alter von 14 bis 18 Jahren finden Aufnahme in den Fliegerscharen der HJ., in denen sie im Bau von Segelflugzeugen und später im Segelflug selbst ausgebildet werden. Hierbei wird bereits eine Auslese nach der Eignung getroffen, die in noch stärkerem Maß erfolgt, wenn die segelfliegerische Ausbildung an die Reihe kommt. Nach der Anfängerschulung hat man ziemlich klar erkannt, ob sich ein Junge mehr für das aktive Fliegen oder für die Flugzeugwerkstätte eignet. So wird in der Segelflugschule Sensburg die Anfängerschulung bis zum A-Schein durchgeführt, und dann kommen die einen auf die Reichssegelflugschule Rossitten, die anderen auf eine Bauhandwerkerschule im Reich. Nach dieser Etappe in ihrem fliegerischen Werdegang können sich die Jungen freiwillig zum aktiven Dienst in der Luftwaffe melden.

Die im Ausbau befindliche Segelflugschule Sensburg wird bereits im Frühjahr 1936 mit Kursen zu je 100 bis 120 Jungen beginnen. Fliegerwerkstätten und Heime sind vor allem in Ortelsburg, Goldap und Bartenstein im Entstehen begriffen, und zwar in musterhafter Ausstattung. Diese Werkstätten sind notwendiges und wichtiges Rüstzeug für die Fliegerortsgruppen, sie können aber ausschließlich aus den Spenden der Bevölkerung errichtet werden.

*

Es ist noch nicht lange her, daß Segelboote, daß Ruderer und Paddler noch über die ostpreußischen Gewässer zogen, und hie und da gibt es bestimmt noch hartgesottene Sportler, die ihr Faltboot nicht verstaut haben, sondern noch immer am Sonntag hinausfahren. Aber schon lange beschäftigen sich die Wintersportler wieder mit den Vorbereitungen für ihre Zeit, auch wenn in der nächsten Zeit noch nicht auf richtiges Eis und auf Schnee zu rechnen ist.

Der Eissegler z. B. beginnt fast schon im August an seinen Sport zu denken, und im Herbst sind auch die Werften bereits in seinem Dienst. Sie bauen Segelschlitten, sie reparieren, sie verbessern. In Ostpreußen ist ja die Eissegelei der wichtigste und bodenständigste Wintersport. Unser Klima ist dafür günstig, auch was die Schneefälle anbelangt. Es gilt aber, nach Möglichkeit jeden Tag auszunutzen, an dem die Masurischen Seen und die Haffe gutes Eis tragen. Nichts ist ärgerlicher, als wenn der Eissegelwinter plötzlich begonnen hat und der Schlitten noch nicht fertig ist. Für all die Rennfahrer aber gilt es diesmal besonders zeitig auf dem Posten zu sein, denn Ostpreußen steht in Erwartung der größten Eissegelveranstaltungen, die es bisher überhaupt gegeben hat. Die Europameisterschaften und die Deutschen Meisterschaften finden in der letzten Februar- oder der ersten Märzwoche in Angerburg auf dem Schwenzaitsee statt, und es ist nur selbstverständlich, daß man mit den Vorbereitungen dazu schon jetzt beginnt, erwarten wir doch insgesamt neun Länder am Start.

*

Der Masurische Kanal das ist ein Bauwerk, mit dem sich schon manch einer in Gedanken, viele auch in der Praxis beschäftigt haben, ein Ding, das den Industriellen wie den Landwirt und den Wassersportler angeht, kurz alle, die irgendein Interesse an ostpreußischen Wasserstraßen haben. Mancher mag meinen, daß sein Bau unserer Zeit entsprungen ist. Tatsächlich aber ist bereits im Jahre 1908 das Gesetz für den Bau des Kanals verabschiedet worden. Schon vor dem Kriege begann man, nach dem Kriege wurde das Werk fortgesetzt, dann kam durch die Inflation wieder eine erhebliche Pause, und mit voller Kraft wurde der Bau erst wieder 1934 in Angriff genommen. Nur noch ein kurzes Stück Wasserstrecke fehlt außerdem noch fast alle Schleusen. 1938 soll der Kanal endgültig fertig sein. Er verbindet den Mauersee mit der Alle und damit die beiden großen Binnenwasserstraßenzüge Ostpreußens. Wenn er fertig ist, gewinnt der Königsberger Hafen noch größere Bedeutung, denn dann wird man von der See her direkt auf Wasserstraßen bis ins Innerste Masurens Frachten transportieren können. Der Kanal besitzt zwar nur eine Länge von 50 Kilometer, aber er hat bedeutende Höhenunterschiede zu überwinden, die etwa 111 Meter betragen. Die zehn Schiffsschleusen, die zu diesem Zweck eingebaut werden, haben ein solches Gefälle zu überwinden, wie man es bisher noch bei keiner Schleusenanlage der Welt finden kann.

Jochen.

Matthias Claudius:

Totentag

Der Säemann säet den Samen,
Die Erd empfängt ihn, und über ein kleines
Keimt die Blume herauf.

Du liebtest sie; was auch dies Leben
Sonst für Gewinn hat, war klein dir geachtet,
Und sie entschlummerte dir.

Was weinest du neben dem Grabe
Und hebst die Hände zur Wolke des Todes
Und der Verwesung empor?

Wie Gras auf dem Felde sind Menschen
Dahin, wie Blätter; nur wenige Tage
Gehn wir verkleidet einher.

Der Adler besuchet die Erde,
Doch säumt nicht, schüttelt vom Flügel den Staub und
Kehret zur Sonne zurück.

Es geschah:

In Königsberg:

Wildspenden für das WHW. sollen auch in diesem Jahre zur Verteilung gelangen. Die ostpreußischen Jäger haben sich entschlossen, sich wiederum mit aller Kraft für die Spendenverteilung einzusetzen.

Türschließer von den Haustüren entwendet hat in Königsberg in letzter Zeit öfter ein unbekannter Mann. Die Polizei warnt vor dem Ankauf des gestohlenen Gutes.

Ein militärischer Vortrag über die geschichtliche Entwicklung des preußisch-deutschen Heeres wurde in der Königsberger Universität von Hauptmann Hildebrand gehalten.

Zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilt wurde der Wehlauer Ausbrecher Schubrowski, der bekanntlich einen Anstaltswachtmeister bei seiner Flucht aus dem Gefängnis niedergeschlagen hat.

In dem Romanowski-Prozeß wurden die Angeklagten zu Gefängnis und hohen Geldstrafen verurteilt.

Ein jüdischer Sittlichkeitsverbrecher wurde von einer Großen Strafkammer in Königsberg wegen Sittlichkeitsverbrechens und tätlicher Beleidigung zu einer Zuchthausstrafe von 13 Monaten verurteilt.

Ein großer Einbruch wurde in die Wohnung eines Arztes in der Giesebrechtstraße vorgenommen, wobei den Dieben Juwelen und andere Gegenstände von hohem Wert in die Hände fielen.

Ein schwerer Schiffszusammenstoß ereignete sich im Königsberger Hafen. Ein Kahn mit 4500 Sack Zucker mußte dabei auf Grund gesetzt werden.

Der Tod des SS.-Mannes Ponsa, über den Anfang Oktober dieses Jahres berichtet wurde, beschäftigt nach wie vor die Königsberger Kriminalpolizei. Es gilt, festzustellen, welcher Mann in einem schwarzen Lederolmantel den ermordeten SS.-Mann bis kurz vor seinem Tode begleitet hat.

Im Regierungsbezirk Königsberg:

Fünf Monate Gefängnis erhielt ein vorbestrafter Dieb vom Amtsgericht in Heilsberg, weil er einen Betrag von 1,30 RM gestohlen hatte.

Ein großer Geflügeldiebstahl wurde bei einem Besitzer in Worienen bei Groß-Lindenau verübt. 43 Hühner wurden in einem geschlossenen Stall abgeschlachtet und gestohlen.

Seltenes Weidmannsglück hatte der Jäger Opalka aus Rastenburg. Er konnte im Stadtwald eine kapitalen Keiler erlegen.

Ein schwerer Verkehrsunfall ereignete sich in der Nähe von Mohrungen. Ein Kraftradfahrer fuhr eine Radlerin an, die besinnungslos nach Hause gebracht werden mußte. Der Kraftfahrer erlitt nur Hautabschürfungen.

Vom Mast im Kahn erschlagen wurde in Zimmerbude der Fischer Johann Fischer. Der Mast stürzte beim Legen um und traf den Fischer so schwer, daß er ins Krankenhaus gebracht werden mußte, wo er alsbald gestorben ist.

In Brand geraten ist eine Scheune in Wenden im Kreis Rastenburg. Riesige Vorräte an Futter und Stroh sowie an Brennmaterial sind verbrannt.

Vorbereitungen für die 600-Jahrfeier werden von der Stadt Wehlau getroffen. Die Programmpunkte wurden bereits im wichtigsten Rahmen festgelegt.

Von den Insassen eines Lieferwagens überfallen wurden zwei Mädchen bei Zinten auf dem Heimweg von der Schule. Die Uebeltäter konnten von der Polizei gestellt werden.

Tödlich verunglückt ist der Landwirt Volmar von Kuenheim aus Juditten, der sich auch als Pferdezüchter in Ostpreußen einen Namen gemacht hat.

Am Neubau verunglückt ist ein Arbeiter in Bartenstein. Er mußte mit schweren Verletzungen ins Krankenhaus gebracht werden.

Von einem Kraftwagen überfahren wurde auf der Wehlauer Landstraße eine Frau aus Edom. Sie ist alsbald ihren Verletzungen erlegen.

Ein Reiter von Mars-la-tour, der Altveteran Alois Fromm, aus Guttstadt vollendet sein 89. Lebensjahr.

Einen Korb mit Bienen gestohlen haben in dem Gartengrundstück des Fuhrhalters Fritz Faust in Cranz nächtliche Einbrecher. Von den Tätern fehlt bislang jede Spur, doch hofft man, sie zu erwischen.

Im Regierungsbezirk Allenstein:

Festgenommen wurde in Sensburg ein Betrüger, der seit einiger Zeit mit Verpflegungs- und Lohngeldern flüchtig war. Außerdem hatte er auch Geschäftsleute um größere Beträge geprellt.

In der Baugrube verschüttet wurden vier Arbeiter in Allenstein. Einer von ihnen erlitt Quetschungen und einen Bruch des rechten Fußes.

Feuer gefangen hatten die Kleider eines vierjährigen Kindes in Montwitz. Man konnte das Kind jedoch noch rechtzeitig aus der drohenden Gefahr retten.

Angeschossen wurde in der Nähe von Wolka ein polnischer Schmuggler. Er wurde nach Anlegung eines Notverbandes ins Ortelsburger Krankenhaus gebracht.

Wegen Diphtherie geschlossen wurden in Lötzen zwei Schulen. Der Unterricht wird für zehn Tage ausgesetzt.

Gegen einen Baum gefahren ist ein mit vier Personen besetztes Auto in der Nähe von Osterode. Einer von den Insassen verunglückte tödlich, einer wurde schwer und zwei leicht verletzt.

Von einem Auto überfahren wurde ein Radfahrer auf der Chaussee Johannisburg—Arys. Er wurde durch den Anprall schwer verletzt und starb kurze Zeit nach dem Unfall.

Niedergebrannt sind in Groß-Piwitz im Kreise Ortelsburg ein Stall, ein Zweifamilienhaus, sowie eine Scheune. Da sämtliche Gebäude Holzbauten waren, wurde nur wenig gerettet.

Zahlreiche Einbrüche wurden in den letzten Nächten in Osterode verübt. Mehrere Geschäfte wurden heimgesucht, in denen Waren und Geld gestohlen wurden.

Eine blutige Schlägerei spielte sich auf einem Fest in Bartossen ab. Als Kampfmittel wurden Bierflaschen benutzt. Es gab mehrere Schwer- und Leichtverletzte.

Festgenommen wurde von der Lötzener Polizei der K., der im dringenden Verdacht steht, mehrfach Getreidediebstähle bei seinem Betriebsführer, dem Bauern W. Jankowski-Kampen, vorgenommen zu haben.

Das SA.-Sportabzeichen errungen hat in Sensburg der 62jährige Sturmmann Dannenberg. Besonders bei dem 3000-Meter-Lauf hat er manchen jüngeren Bewerber beschämt.

Im Regierungsbezirk Gumbinnen:

Eine regelrechte Fuchsplage hat sich in Stablacken und Umgebung eingestellt. Die Räuber kommen bis an die Gehöfte der Bauern und räumen unter den Geflügelbeständen auf.

Im Jodgaller Mordprozeß wurde vom Tilsiter Schwurgericht der Angeklagte Max Walka zu 13 Jahren Zuchthaus verurteilt.

Ein gefährlicher Brand war in einer Tischlerei in Gumbinnen ausgebrochen. Der Feuerwehr gelang es durch tatkräftiges Eingreifen das Feuer auf seinen Herd zu beschränken.

Das Genick gebrochen hat ein 34jähriger Deputant in Eymenischken, als er auf der Heimfahrt nach der Stadt rücklings vom Wagen stürzte. Der Verunglückte ist Vater von sechs Kindern.

Im Bett erstickt ist ein elf Monate altes Kind in Ragnit. Die Mutter hatte die Ecken des Deckbettes an den Seitenteilen des Kinderbettes festgebunden, um ein Abdecken des Kindes zu verhindern.

Eine städtische Volksbücherei wurde im Beisein des Bibliothekars Meißner aus Königsberg von der staatlichen Büchereiprüfungsstelle Ostpreußen in Pillkallen eröffnet.

Ein Toter in Fesseln wurde in Angerburg in 80 Zentimeter Tiefe bei Ausschachtungsarbeiten ans Tageslicht gebracht. Nachforschungen über den seltsamen Fund werden angestellt.

Seine Söhne und sich selbst erschossen hat in Schillgallen ein ehemaliger russischer Kriegsgefangener der sich vor 14 Jahren hier verheiratet hat. Der unglückliche Täter war seit einiger Zeit krank.

Tot aufgefunden wurde in Tilsit an der Treppe eines Hauses in der Mittelstraße der Schmiedemeister N. Es wird Herzschlag vermutet.

Im Regierungsbezirk Westpreußen:

Eine starke Zunahme des Kraftverkehrs wird aus Rosenberg gemeldet. Die Zahl der angemeldeten Kraftfahrzeuge hat sich im letzten Jahr um 50 bis 60 Prozent erhöht.

Eine Ordnungsstrafe von 500 RM erhielt ein Fleischermeister aus Marienwerder wegen fortgesetzten Preisüberschreitungen. Dieselbe Strafe erhielt auch ein Fleischermeister aus Elbing.

Durch ein Reh verunglückt ist das Fuhrwerk eines Baugeschäftes aus Rosenberg. Die Pferde wurden scheu, gingen durch und der Kutscher mußte verletzt ins Krankenhaus gebracht werden.

Sechs Verletzte bei einem Unfall sind in Trunz zu verzeichnen. Ein Lastkraftwagen fuhr in einer Kurve gegen einen Baum, wobei das Unglück geschah.

Sechs Skelette gefunden wurden bei Ausschachtungsarbeiten auf dem Gelände des städtischen Bauhofes in Elbing. Sie dürften nicht viel über 100 Jahre alt sein.

Zwei 24 000-Liter-Fässer mußten von einer Böttcherei für den Ausbau der Kartoffelflockenfabrik in Dt.-Eylau neu hergestellt werden.

Umgeschlagen ist in Riesenburg in der Königstraße ein Kraftwagen. Die Insassen kamen mit dem Schrecken davon.

Vom elektrischen Schlag tödlich getroffen wurde in Reichfelde im Kreis Marienburg ein Jungarbeiter beim Kartoffeldämpfen. Er ist der schadhaften elektrischen Leitung zu nahe gekommen.

12 552 Einwohner wurden bei der letzten Personenbestandsaufnahme in Dt.-Eylau gezählt.

Der Martinsmarkt, der einzige Jahrmarkt in Dt.-Eylau, war in diesem Jahr ganz besonders gut beschickt.

Die evangelische Kirche in Christburg ist unter der Bauleitung der Regierungsräte Warnemünde-Marienwerder und Schwarz-Stuhm sehr vorteilhaft erneuert worden. Die Einweihung hat bereits stattgefunden.

Der November-Eintopfsonntag in Elbing erbrachte einen Ertrag von mehr als 6000 RM. Dieses Ergebnis ist um 71 RM höher als das beste im Vorjahr überhaupt erreichte Monatsergebnis.

Frau Therese Bähr, Breslau, zum 75. Geburtstag.

Fräulein Frieda Lux, Jedwabno, zum Geburtstag.

Herrn Hellmut Braun, Königsberg, zum Geburtstag.

Herrn Erich Gucziewski, Marienwerder, zum Geburtstag.

Herrn Julius Müller, Darkehmen, zum Geburtstag.

Frau Selma Allies, Berlin-Köpenick, zum Geburtstag.

Frau Berta Kammer, Königsberg, zum Geburtstag.

Herrn Otto Konoll, Königsberg, zum Geburtstag.

Frau Charlotte Selk, Harburg-Wilhelmsburg, zum Geburtstag.

Frau Maria Kreuzberger, Wikischken, zum Geburtstage.

Herrn Werner Bittkowski, Paaris, zum Geburtstag.

Fräulein Maria Schaffrinski, Bischofsburg, zum Geburtstag.

Herrn Fritz Latzke, Königsberg, zum Geburtstag.

Frau Maria Scheer, Seeburg, zum Geburtstag.

Fräulein Annie Pous, Königsberg, zum Geburtstag.

Frau Hedwig Spengler, Delmenhorst, zum Geburtstag.

Herrn Franz Geymann, Gerdauen, zum Geburtstag.

Fräulein Wanda Stadie und Herrn Fritz Oschlies, Kl.-Baum, zur Verlobung.

Unsere BUNTE Seite

Das ungeborene Kind

Es war im Jahre 1913, als Mr. Harold Burry in New York, Besitzer einer großen Entenfarm auf Long Island, einen Brief aus Paris erhielt, der ihm keine sonderliche Freude bereitete. Die liebenswürdige kleine Jeanne Galmaud, von Beruf Hutmacherin, mit der er während seines Urlaubs in Paris eine hübsche Zeit verbracht hatte, teilte ihm nämlich in einem rosaroten Briefchen mit, daß er — Papa geworden war, legte eine amtlich beglaubigte Abschrift des Geburtsscheines bei. Und Herr Burry, solider Ehemann und korrekter Geschäftsmann, seufzte ein wenig, daß die Erinnerung an ihre Zärtlichkeiten nun so folgenschwer überschattet wurde. Um seiner Gattin jedwede Erregung zu ersparen, wies er seinen Kassierer an, allmonatlich automatisch 40 Dollar an Fräulein Jeanne Galmaud in der Rue de Lille zu senden.

So geschah es also, und es ereignete sich von Zeit zu Zeit, daß auf Herrn Burrys nüchternem Schreibtisch unter der Geschäftspost ein rührendes Briefchen lag mit einer Photographie: „So sieht Dein kleiner Francois jetzt aus." Das erstemal war es ein stattlicher Säugling, das zweitemal ein kleiner Hosenmatz, der seine ersten Gehversuche machte, dann ein dreijähriger Knirps im Matrosenanzug. Jedes Jahr kam so ein Bildchen, und der Kassierer füllte gewissenhaft die allmonatlichen Anweisungen aus. Als der kleine Francois mit dem Schulranzen bewaffnet als Photo in New York erschien, ließ es sich nicht leugnen, daß er ein hübscher Junge war.

Erst im Jahre 1930 führte Herrn Burry der Weg wieder nach Paris, und er sagte sich natürlich auch bei Fräulein Jeanne an. Es gab einige Aufregung in der Rue de Lille, und Mademoiselle Jeanne lief einige Tage verzweifelt durch die Stadt. Aber als Herr Burry eintraf, fand er, stattlich und hochgewachsen, auch den Francois vor, der mittlerweile 17 Jahre alt geworden war und sich sichtlich freute, den „Herrn Papa" kennenzulernen, zumal der ihm einen kleinen Scheck aushändigte — zu seiner weiteren Ausbildung. Herr Burry fuhr wieder zurück auf seine Entenfarm.

Im Jahre 1935 traf nun bei Fräulein Jeanne ein amtliches Schreiben ein, das die Empfängerin nicht wenig in Schrecken versetzte. Der 21jährige Francois Galmaud wurde nämlich aufgefordert, seiner Militärdienstpflicht Folge zu leisten. Bisher hatte der Staat wenig Notiz von dem jungen Mann genommen. Wohl war für ihn 16 Jahre lang eine kleine Unterhaltsrente ausgesetzt worden, denn die geschäftstüchtige Jeanne hatte nicht versäumt, ihn beim Standesamt anzumelden, mit der Angabe, der Vater sei nicht zu ermitteln. Nach französischem Gesetz übernimmt dann ohne weiteres der Staat die Unterhaltungspflicht. Auf irgendeine Weise war es Jeanne auch gelungen, vom Kultusministerium eine einmalige Studienbeihilfe für den „so überaus begabten Francois" zu bekommen. Aber nun wollte der Staat den Soldaten Francois haben.

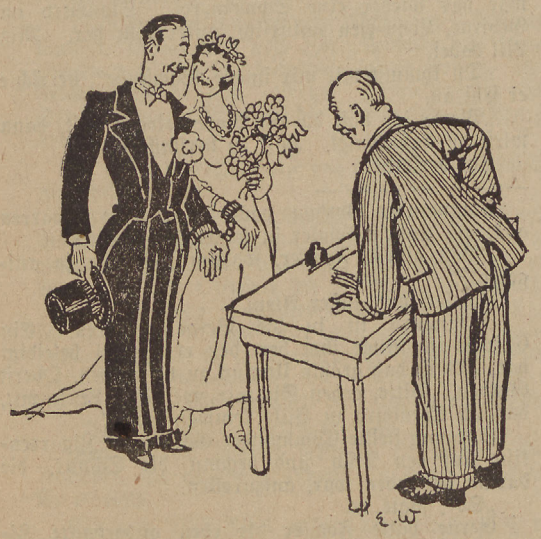
Der Soldat Francois Galmaud existierte aber nicht. Er existierte ausschließlich in der Phantasie von Fräulein Jeanne und im Pariser Geburtsregister. Und die Photos, die Herr Burry nach New York bekam, waren ebenso wie der 17jährige junge Mann, der den „Papa" in Paris begrüßte, nur ausgeliehen. Die kleine Jeanne wollte mit dem nicht geborenen Francois zu viele Geschäfte machen, und das wurde ihr zum Verhängnis. Ihr genügte nicht die Rente des Herrn Burry, sie wollte auch den Staat bezahlen lassen. Und der wäre vielleicht genau so eingegangen, wenn es die allgemeine Wehrpflicht nicht gäbe. Sie brachte den ganzen Schwindel auf. Und nun steht die „Mutter ohne Kind" schluchzend vor dem Richter und legt ein Geständnis ab. Die Behörden haben Herrn Burry verständigt, daß er 20 Jahre für ein Kind gesorgt hat, das gar nicht existiert, und ihm anheim gestellt, Betrugsanzeige zu erstatten. Herr Burry hat sich noch nicht geäußert.

Das schöne Deutschland: Aufn.: Bildverlag Luckert.

Der Maximiliansbrunnen in Reutlingen

Ehefesseln — wörtlich genommen

In einem kleinen Ort in Kansas erschien kürzlich ein recht merkwürdiges Brautpaar, das den Wunsch äußerte, vermählt zu werden. Kopfschüttelnd betrachtete der Beamte die Hände von Braut und Bräutigam. War es nötig, das Paar noch von Amts



wegen zusammenzuschließen, da die beiden das als Sinnbild ihrer Untrennbarkeit schon selbst durch Handschellen getan hatten. Es wurde nicht ermittelt, wer von den beiden Liebesleuten auf diesen echt amerikanischen Einfall kam; jedenfalls aber waren sie sich darin einig, daß es nichts Schöneres geben müsse, als sich in Handschellen trauen zu lassen. Der Friedensrichter bezwang sein Lächeln und vermählte die jungen Leute miteinander, und der Pastor tat das gleiche. Beglückt umarmten sich die Neuvermählten, soweit sie durch die Fesseln nicht daran behindert waren, aber als sie ihre Hochzeitsreise antraten, wollten sie sich der Fesseln entledigen. „Nun sind sie ja nicht mehr nötig!" erklärten sie heiter, aber dann stockte ihnen vor Schreck das Blut in den Adern. Wo war der Schlüssel, um die Handschellen wieder aufzuschließen? Es war ein ebenso beschwerliches wie vergebliches Suchen. Der Schlüssel blieb verschwunden. So ging die Hochzeitsreise wohl oder übel auf die Polizeiwache, wo es nach stundenlangen geduldigen Versuchen schließlich gelang, das junge Ehepaar von seinen Ketten zu befreien Es hatte die Freude an solch „sinnigen" Ehefesseln gründlich verloren.

Weil die Katze in die Scheune lief

Das Sprichwort von den kleinen Ursachen und den großen Wirkungen hat sich tragischerweise wieder einmal in dem kleinen Ort Tattenhall in Chester bewahrheitet. In der Nähe dieses Ortes befindet sich ein Gut, Frog Lanefarm genannt, das der Schauplatz des nachfolgend geschilderten Vorganges war.

Seine Urheberin war die Hauskatze der Farm. Infolge des starken Novembernebels fror das Tier und machte es sich in der Nähe des Herdfeuers in der Küche bequem. Nur ging die Mieze dabei zu nahe an die Flammen heran. Das Fell fing Feuer, und die entsetzte Katze rannte schmerzgepeinigt aus der Küche in die Scheune. Dadurch entstand in der Scheune ein Brand, der bald auch den Stall ergriff. Da zu allem Unglück ein stürmischer Herbstwind blies, brannten Stall und Scheune trotz der eifrigen Rettungsarbeiten der Hofleute und der von Tattenhall herbeieilenden Feuerwehr bald vollkommen nieder. 30 Stück wertvollen Rindviehs kamen in den Flammen um. Sechzig Tonnen Erntevorräte verbrannten.

Unverheiratete Ehepaare

Das spanische Städtchen Bouzas hat eine Sensation, die den Einwohnern reichlichen Gesprächsstoff gibt. Als nämlich eines Tages zwei Frauen auf dem Amtsgericht erschienen, um sich Abschriften ihrer Heiratsurkunden ausstellen zu lassen, mußten sie ihrem großen Erstaunen erfahren, daß sie gar nicht in die Register eingetragen waren.

Die Nachricht verbreitete sich schnell im Ort und löste begreiflicherweise große Bestürzung aus. Zahlreiche Personen begaben sich sofort zum Amtsgericht um festzustellen, ob die von ihnen eingegangenen Ehen eingetragen worden waren, wobei es sich herausstellte, daß Ehen, die vor zwei Jahren geschlossen worden waren, einfach nicht registriert waren, und die Betroffenen infolgedessen rechtlich nicht verheiratet sind. Die sofort eingeleitete Untersuchung ergab, daß der Justizbeamte von Bouzas die Gebühren für die Eheschließungen wohl eingestrichen hatte, ohne aber die entsprechenden Eintragungen vorzunehmen. Dieses Vorkommnis erregte natürlich bei der Bevölkerung, besonders aber bei den jungverheirateten Frauen, große Unruhe, und viele Ehepaare sind vorstellig geworden, um ihren Ehestand nachträglich eintragen zu lassen.

Der Patient mit dem weichen Ei

Der bedeutende französische Arzt Portal (1742 bis 1832) hatte einem Patienten eine besondere Diät vorgeschrieben, die diesem wenig behagte. Als ihn der Arzt eines Tages besuchte, fühlte er ihm den Puls und sagte streng: „Sie haben ja trotz meiner Anordnung ein weiches Ei gegessen!" „Was?" sagte der Patient erschrocken, „das merken Sie an meinem Puls?" Gewiß! Das Ei enthält Schwefel, Phosphor und albuminöse Bestandteile, die die Magenwände reizen. Das merke ich dann sofort am Puls." Der Patient glaubte es, war eingeschüchtert und befolgte von nun an die Diätvorschriften. „Großer Meister", wurde Portal beim Verlassen des Hauses von seinem Assistenten angeredet, „Sie haben am Puls erkennen können, daß er ein weiches Ei gegessen hat?" „Dummkopf!" erwiderte Portal, „er hatte Eigelb auf dem Hemd."

Es schlägt 47 Uhr

Mächtigen Schrecken jagte unlängst den Bewohnern des Taunusdorfes Eddersheim ihre Kirchenuhr ein. Kurz vor Mitternacht fing sie plötzlich an zu schlagen und zeigte — 47 Uhr mit ihren Glockenschlägen an. Alles wurde lebendig in Eddersheim, denn wenn es so oft schlägt, dann bedeutet das für den Ort Feueralarm. Glücklicherweise entdeckte man nirgends Feuer, sondern mußte nur feststellen, daß das Uhrwerk einen Knacks bekommen und in der Begeisterung munter drauflos geschagen hatte.

Halunken essen sich durch

Der Herr war dem Geschäftsführer der Pariser Gaststätte gleich aufgefallen, denn er hatte sich beim Hereinkommen gleich in die hinterste Ecke des Restaurants verdrückt und sich so unauffällig wie möglich benommen. Nun machte er ihm indessen die Mitteilung, er sei Kriminalbeamter, konnte sich auch als solcher ausweisen, und er müsse leider den Herrn am dritten Tisch von rechts sofort abführen, da er ein steckbrieflich gesuchter Hochstapler sei.

Der Geschäftsführer machte keine Einwände, obwohl ihm die ganze Sache sehr peinlich war, und er bat den Beamten daher, die Verhaftung rasch und ohne Aufsehen zu erregen, vorzunehmen. Der Hochstapler wurde durch einen Kellner ans Telephon gebeten, er verschwand nach draußen und wurde dort schon von dem Kriminalbeamten erwartet, der ihm nach einigen kurzen Worten die Handschellen anlegte und ihn abführte.

Erst jetzt bemerkte der Kellner, daß sowohl der Hochstapler als auch der Beamte ihre Rechnungen nicht mehr bezahlen konnten — so schnell war alles gegangen. Das konnte aber nachgeholt werden, und der Geschäftsführer selbst legte am nächsten Tage die Rechnungen auf der Polizei vor. Leider kam er dort nicht zu seinem Recht, denn man wußte weder von einem Hochstapler noch von einem Kriminalbeamten, die in dem betreffenden Restaurant gewesen seien.

Gerade wollte er fürchterlich losschimpfen, als der Inhaber eines anderen Lokals mit dem gleichen Begehren anrückte. Auch ihm wurde dieselbe Erklärung zuteil, denn auch heute hatte die Polizei keinen Beamten beauftragt, einen Hochstapler festzunehmen. Ebenso wie im ersten Lokal hatten die beiden Betrüger zuerst ein reichliches Diner eingenommen und waren darauf auf die bekannte Weise verschwunden, ohne ihre Rechnungen zu begleichen.

Man muß schon sagen, daß die Gauner zu leben verstanden. Sie aßen sich durch, aber sie werden wohl jetzt einen anderen Trick aussinnen müssen, denn die „Verhaftung" dürfte das nächste Mal nicht mehr klappen.

Fürstlicher Dank eines Bettlers

Im Herbst 1912 sprach in Rosenheim (Bayern) ein Handwerksbursche bei einer Beamtenfamilie um eine milde Gabe vor. Die Frau reichte dem Wanderburschen ein Geldstück — ihrer Meinung nach zwei Pfennig — und mußte später die Wahrnehmung machen, daß es ein Zehnmarkstück gewesen war.

Seit diesem Vorgang sind 23 Jahre verflossen. Jetzt erhielt die Beamtenfamile zur Kirchweih ein großes Paket, das Lebensmittel, einen ansehnlichen Geldbetrag und einen Brief enthielt. Der Absender war der Handwerksbursche, der ein wohlhabender Feinbäcker geworden ist, und der jetzt, nachdem er den Aufenthalt der im Laufe der Jahre versetzten Familie ausfindig gemacht hatte, die damals irrtümlich erhaltenen zehn Mark mit Zins und Zinseszins zurückerstattete.

Ein Hund fiel vom Himmel

In Atlantikcity in Amerika saß der Knabe Malcolm, ein Vierjähriger, auf den Stufen seines väterlichen Hauses und lutschte vergnügt seine Schokolade, sich seines Lebens und des Genusses der Leckerei gleicherweise freuend. Zwei Stockwerke höher lugte ein blutjunger Schäferhund aus dem Fenster, der einem Mitbewohner des Hauses gehörte und freute sich ebenfalls. Außerdem war er ungemein neugierig, was Malcolm da mache. Plötzlich bekam der Hund das Uebergewicht und stürzte mit jammervollem Geheul zwei Stockwerke tief hinab. Bestürzte Zeugen dieses Vorgangs sahen den Wau-Wau schon als blutige Masse, reif für den Abdecker, am Boden liegen. Aber er landete in Malcolms Schoß. Die Schokolade flog in hohem Bogen in den Schmutz, Malcolms Zähne bluteten von dem Anprall, und er brüllte, als ob er am Spieße steckte. Der Wau-Wau erhob sich verblüfft, stellte fest, daß er unverletzt war und rannte schleunigst von dannen. Es hätte für beide Teile bedeutend schlimmer kommen können. Aber neben Kindern scheinen auch junge Hunde nun einmal Glück zu haben!

Das Mädchen am Telefon

In Odensee in Dänemark wurden zwei Kinder im Alter von fünf und vier Jahren von ihren Eltern in der Wohnung allein zurückgelassen. Kurz nachdem die Eltern weggegangen waren, erwachte ein Kind, und da es sich zu fürchten begann, lief es zum Telephon, klingelte das Amt an und verlangte von der Beamtin, daß sie seine Mutter suchen möge. Die Telephonistin beruhigte das Kind und erklärte, sie werde ein Märchen erzählen, doch müsse das Kind dann sofort wieder zu Bett gehen. Als die Eltern spät nachts heimkehrten, fanden sie das eine Kind mit der Telephonmuschel in der Hand — schlafend auf dem Boden.

Denksportaufgabe

Ein Holzarbeiter soll einen Baumstamm in zehn Teile zersägen. Für jeden Schnitt hat er sich die ausgeprobte Zeit von 37 Minuten ausgerechnet. Wieviel Zeit braucht er für die ganze Arbeit?

Der Holzarbeiter braucht nicht etwa 10 mal 37 Minuten, wie man annimmt, sondern nur 9 mal 37 Minuten, denn für 10 Stücke braucht er nur 9mal zu sägen.

Bericht aus Schanghai

VON CARL OTTO WINDECKER

7. Fortsetzung.

Miß Lill regte sich leicht. Schon stand Stan bei ihr, streichelte ihre Hand.

„. . . so Durst . . . so Durst . . .", flüsterte sie. Stan ballte die Fäuste, lief zum Tor. Klopfte wieder und rief. Keine Antwort. Nichts.

Erschöpft vor innerer Verzweiflung lehnte sich Capt'n Stanbury mutlos an die Planken des verschlossenen Tors. Sollte er weiterfahren? Zwei Stunden bis zum nächsten Dorf? Würde man ihm, dem Yang-wei, dem fremden Teufel, Wasser geben für die weiße Frau?

Ein Klirren schreckte ihn plötzlich auf. Er sah um sich, die Augen schmerzten im Licht.

Neben dem Auto stand ein Mann.

Ein Chinese. In Uniform. Das Gewehr schußfertig in den Händen.

Und dort einer — und da — — drei, fünf, zehn . . .

Gelbe Fratzen — grinsende gelbe Gesichter.

„Sie scheinen überrascht, Capt'n Stanbury?"

Stan fuhr zusammen. Wer sprach ihn da an? Wer nannte ihn beim Namen?

Li-fu-Yen im eleganten, weißen Sommeranzug verbeugte sich höflich.

„Verzeihen Sie, Capt'n Stanbury, wenn ich Sie erschreckt haben sollte."

Träumte er? Wachte er? Fassungslos starrte er in das spöttisch verzogene Gesicht des Chinesen.

„Verdammter Hund!" brüllte er auf und sprang auf den lächelnden Chinesen. Zwei Bajonette kreuzten sich vor seiner Brust.

„Sie dürfen nicht so temperamentvoll sein, Capt'n Stanbury", hörte er Li-fu-Yen.

Stan sah nach Lill hinüber. Zwei Soldaten waren neben den Wagen getreten und schickten sich an, die weiße Dame herauszuheben.

Stan sprang zurück. Zog die Browningpistole aus der Tasche.

„Wagen Sie es nicht, die Dame anrühren zu lassen", keuchte er. „Eins . . . zwei . . ."

Das Tor wurde hinter ihm aufgerissen, zwei Hände legten sich um seine Gurgel — sein Schuß krachte — irgendwohin in die Höhe — dann wurde es ihm schwarz vor den Augen. Seine letzte Empfindung war das Lachen Li-fu-Yens. Er lachte wie damals auf der Terrasse.

*

Capt'n Haedon Fowler hatte an diesem Vormittag Dienst. Er saß in der Wachstube über einen Band Gedichte Walt Whitmans — den er liebte — gebeugt, als das Telephon rasselte.

Fowler nahm den Hörer ab.

„Hallo?"

Ein unverständliches, hastiges Gemurmel summte durch den Draht.

Mi[illegible] immt hängte der Capt'n wieder ein.

[illegible] Minuten später rasselte das Telephon wieder. Energischer, länger.

„Ja?"

„Herrgott, Sir, kommen Sie sofort. So schnell Sie können."

„Was ist denn los?"

„Schnell Sir — die Schweine schlagen mir meine ganze Einrichtung kaputt. Mariner, Engländer und Yankees. Sie verhauen sich . . ."

„Wo?"

Die Stimme am anderen Ende des Drahtes nannte ein übel berüchtigtes Lokal im Hafenviertel, das von Soldaten und Seeleuten bevorzugt war, dank seines übergroßen Verständnisses für allzu menschliche Schwächen.

„Danke. Ich komme", sagte Capt'n Fowler. Walt Whitmans „Hymnen an die Erde" lagen noch aufgeschlagen vor ihm.

„Die vom Osten her in diesem Augenblick über mein Haupt wogende Herausforderung."

„Der spottende Spaß: Sieh, ob du mich meisterst!" las er noch.

— — — — — — — — — — — — — —

Eine undurchdringliche Mauer gaffender, neugieriger Chinesen umstand das Portal der modernen Tanzbar „Zur frohen Sonne".

Die Leute lachten und kicherten, lauschten mit höhnischer Genugtuung auf den wüsten Lärm, der aus dem Lokal drang — brüllten vor Vergnügen, wenn ein übel verbeulter und zerschlagener Englishman oder Yankee auf die Straße torkelte und sich in Sicherheit brachte. Das Schimpfwort „Fremde Teufel" drang durch. Chinesische Hafenkulis und Nichtstuer amüsierten sich über das Schauspiel, das ihnen die kulturbringende, einige weiße Rasse bot. Drohendes Murmeln wurde laut, als sich Fowler mit seinen zehn indischen Scharfschützen den Weg durch die gaffende Menge bahnte.

Nur unwillig machte man Platz. Rücksichtslos drängte Fowler vor. Die Soldaten halfen mit dem Gewehrkolben nach.

Fowler raste vor Erbitterung und Scham.

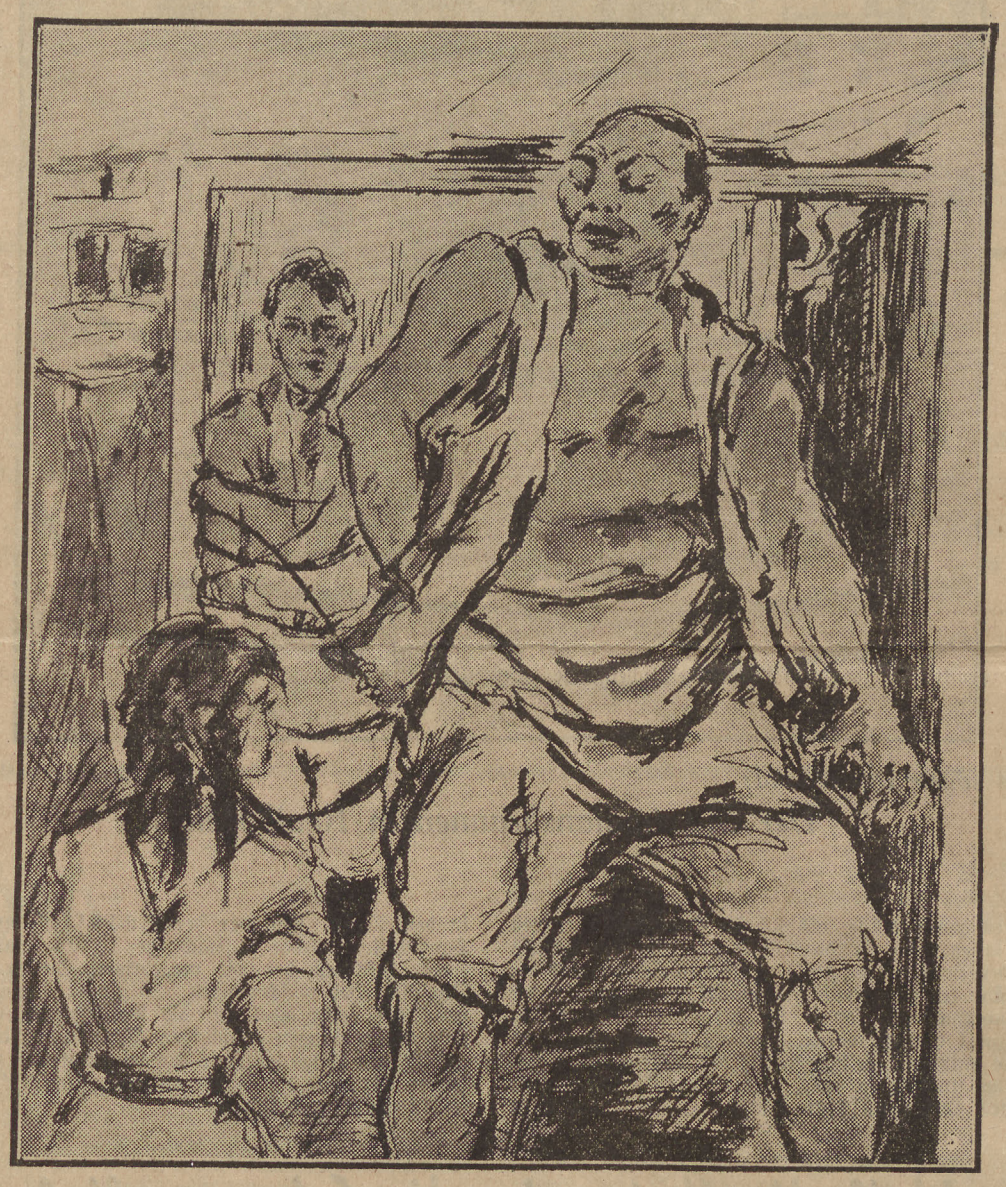
Der Wirt des Etablissements, ein Irländer, rothaarig und listig wie die meisten seiner Rasse, stand in der Türe und rang die Hände.

„Sie schlagen mir alles kaputt, alles, Capt'n", jammerte er.

„Meine schöne, neue Einrichtung!"

„Seien Sie froh, wenn es nicht Ihre Konzession kostet", knurrte Fowler, vorbeidrängend.

Ein ekelerregender Anblick, der sich ihm bot. Den großen Tanzsaal des Lokals füllte ein tolles Chaos. Tische und Stühle waren umgestürzt, Wein, Bier, Liköre bildeten Lachen auf dem Parkett — die vom Alkohol benebelten Matrosen hatten Tischbeine und Flaschen in den Händen und prügelten darauflos. Hier Engländer — dort Amerikaner. Besinnungslose



„Ein Chinese mit nacktem Oberkörper bahnte sich einen Weg durch die Menge"

Zeichnung: Eva Schwimmer.

— betrunken oder niedergeschlagen — lagen auf dem Boden, und man wußte nicht, ob die roten Lachen Blut oder Wein waren. An den Wänden saßen einige und hielten sich die getroffenen Gliedmaßen. Schimpfworte und Johlen gellten.

Zwei Matrosen rangen miteinander. Nahe am Eingang. Gerade als Fowler eintrat, bemerkte er, wie der eine sein Messer zog. Mit einem Satz stand er hinter dem Rohling und riß ihm den Arm zurück. Der Matrose ließ seinen Gegner los und wandte sich drohend um. Das Messer blitzte in seiner Faust. Aus blutunterlaufenen Augen stierte er den Offizier an.

„Messer weg", befahl Fowler ruhig.

Der andere duckte sich zum Anlauf.

„Messer weg", sagte Fowler zum zweiten Male.

Der Matrose verzog das Gesicht.

Fowler hatte die Pistole in der Hand — drückte ab. Mit einem Aufschrei faßte der Matrose nach seinem Bein.

Der Schuß alarmierte. Die Streitenden blickten auf. Sahen jetzt erst die Uniformen der indischen Scharfschützen, die, den Gummiknüppel in der Hand, alle Ausgänge besetzten. Der Lärm verebbte. Hier und dort schlich einer heimlich zur Seite, zu einem Ausgang hin. Die Indier standen ruhig. Keiner konnte durch.

„Ruhe!" rief Fowler.

Der angeschossene Matrose neben ihm jammerte. Es wurde ruhiger.

„Keiner verläßt den Raum, ehe ich es erlaubt habe!" rief Fowler wieder. Ein Amerikaner, dem das Blut von der Stirne lief, schlich an ihm vorbei.

„Hierbleiben!" herrschte ihn der Capt'n an. Der Mann ging weiter.

Zornig packte ihn Fowler am Arm.

„Haben Sie mich verstanden? Sie bleiben hier!"

„Lassen Sie mich los, Mann", knurrte der Yankee drohend.

Mit einer raschen Wendung faßte ihn Fowler im Genick und stieß ihn seinen Soldaten hin.

„Verhaften!"

„Was?" brüllte der Amerikaner. „Sie lassen mich durch einen Braunen verhaften?"

Er faßte in die Tasche. Im gleichen Augenblick sauste der Gummiknüppel des Soldaten auf seinen Schädel nieder. Stöhnend brach er zusammen.

Die Leute im Saal duckten sich.

„Aufräumen!" kommandierte Fowler. Nun hielt er den Revolver in der Faust.

Zwei, drei machten den Anfang. Mit verbissenen Gesichtern richteten sie die umgestürzten Tische auf — die Stühle. Die zertrümmerten Gläser zersplitterten unter ihren Füßen. Capt'n Fowler wandte sich um. Hinter seinen Soldaten, die den Eingang bewachten, standen immer noch die chinesischen Gaffer und grinsten. Stießen sich in die Seiten und lachten laut. Fowler biß die Zähne zusammen.

Er faßte einen Matrosen an der Schulter, der das Abzeichen des Untermaats auf dem Aermel trug.

„Mensch", sagte er leise, „sehen Sie denn nicht, wie die Gelben sich über uns amüsieren? Schämt ihr euch denn gar nicht?"

Der Maat schüttelte den Kopf.

„Ich konnte nichts dazu, Capt'n. Die Leute waren durch den Alkohol wie verrückt."

Fowler sah ihn forschend an.

„Nehmen Sie zwei Leute und treiben Sie die Gelben hinaus", sagte er dann.

Der Maat nickte —, rief zwei Namen, griff mit einem prüfenden Blick auf die Kulis ein Stuhlbein vom Parkett auf. Die beiden Gerufenen folgten seinem Beispiel.

Zwei Minuten später waren die gelben Zuschauer verschwunden.

— — — — — — — — — — — — — —

Der angeschossene Matrose jammerte immer noch.

„Haben Sie Schmerzen?", fragte Fowler, sich niederbeugend. Der Mann bejahte.

Fowler rief den Untermaat heran. Zu zweit trugen sie den Verletzten in den Seitengang des Saals.

„Hier rechts sind Logen", bedeutete der Maat.

Fowler schob mit der Schulter den Vorhang der ersten Loge zur Seite. Die Loge war leer. Sorgsam legten sie den Matrosen auf das breite, gepolsterte Opiumbett.

„Bleiben Sie her, ich suche einen Arzt", sagte Fowler.

Er ging zur nächsten Loge, sah hinein. Zwei Menschen saßen darin — er konnte im Halbdämmern die Gesichter nicht sehen.

„Bedaure . . .!" entschuldigte er sich. Und erschrak. Plötzlich hatte er die beiden erkannt.

Der eine, der sich höflich verbeugte, war Li-fu-Yen. Der andere, der hastig das Gesicht abgewendet hatte — Chi. Stanburys Boy.

Als Fowler zum zweiten Male den Vorhang hob und näher trat, war Li-fu-Yen allein. Chi mußte die Loge durch einen zweiten Ausgang verlassen haben.

„Suchen Sie mich, Capt'n Fowler?" fragte Li-fu-Yen höflich.

Fowler fixierte ihn kurz.

„Wer war eben bei Ihnen?"

„Ihre Frage klingt nicht sehr höflich, Sir", lächelte Li-fu-Yen verbindlich. „Ich will Ihnen dennoch antworten. Einer meiner Diener."

„Sie irren sich", erwiderte Fowler und ging. —

Gleich darauf sah er Li-fu-Yen das Etablissement verlassen. Ungeduldig, mißtrauisch geworden, stand Capt'n Fowler im Saal und beaufsichtigte die Matrosen, die in verbissenem Zorn halbzertrümmerte Tische und Stühle aufräumten.

— — — — — —

Erst eine Stunde später — eher hatte er sich nicht frei machen können — stand Capt'n Fowler vor der Türe von Stanburys Bunglow. Er klopfte. Der kleine Chi kam sofort, ihm zu öffnen.

„Wo ist Mr. Stanbury?" fragte Fowler.

„Nicht wissen, Herr", entschuldigte sich der Kleine. „Mr. Stanbury heute morgen in Stadt gefahren. Einkaufen machen. Nicht wissen, wann wiederkommen."

Fowler stieß den Boy zurück und trat ein. Die Türe schloß er hinter sich ab.

„Komm' mal näher", sagte er.

Chi näherte sich vorsichtig.

„Du warst vorhin in der „Frohen Sonne"?"

„Ich? Nein, Herr. Ich hier gewesen."

„So." — Er holte aus und zog Chi am Arm näher. Mit der Rechten nahm er das Schießeisen aus der Tasche.

„Du kennst doch dieses kleine Gewehr?" sagte er freundlich.

„Du weist auch, daß ich dich wie einen Hund über den Haufen knallen kann, wenn du mir nicht sofort die gleiche Geschichte erzählst, die du vorhin deinem famosen Li-fu-Yen erzählt hast?"

Chi starrte aus großen, ängstlichen Augen auf die Pistole in Fowlers Hand.

„Ich Li-fu-Yen nichts erzählt. Ich nicht in „Froher Sonne", beharrte er.

„Ich habe sehr viel Geduld", stellte Fowler fest. Die Mündung der Pistole rutschte ein paar Zentimeter höher. „Ich zähle jetzt bis drei. So lange kannst du dir überlegen, ob du nicht doch vielleicht in der Opiumloge der „Frohen Sonne" gesessen hast?" Chi war grau im Gesicht. Er zitterte.

„Eins . . ."

Fowler gab nicht acht.

„Zwei . . ."

Mit einem gewandten Ruck riß sich Chi los und rannte nach der Türe. Er stolperte dabei. Schon hatte ihn Fowler eingeholt und packte ihn im Genick.

„Verkehrt, mein Junge", lachte er zornig, „ich zähle jetzt auf drei . . ."

„Nicht schießen, Herr", stammelte Chi.

„Dr . . . r . . . ."

„Nicht schießen, Herr." Chi sank in die Knie. „Ich alles sagen . . . alles . . .!"

Die Mündung der Pistole ruhte nun genau auf dem Herzen des Chinesen.

„Nun?"

„Nicht schießen, Herr. Ich sagen, daß in „Froher Sonne"!"

„Das weiß ich schon. Und was hast du Li-fu-Yen erzählt?"

Chi schwieg.

„D . . . r . . . r . . . r . . . e . . .!"

„Erzählt haben, daß Mister Stanbury . . ."

„Was?"

„Ausflug machen . . . mit weiße Miß . . ."

„Aha!" Also hatte er richtig vermutet. „Und wohin?"

„Nicht wissen, Herr!"

„Chi", sagte Fowler voller Zorn, den Jungen schüttelnd. „Entweder du sagst mir jetzt alles, was du weißt, oder ich zähle auf drei. Meine Geduld ist am Ende."

Chi hatte einen schiefen Blick.

„Mister Stanbury nach Tempel . . .", stotterte er. „Will Tempel ansehen mit weiße Miß."

„Welchen Tempel?"

„Tempel auf Berg. Großer, schöner Tempel. Peking-Road, dann an Mission abbiegen. Langer Weg."

Fowler packte ihn fester.

„Und das hast du alles Li-fu-Yen erzählt?"

Der Boy nickte ängstlich.

Fowler atmete schnell. Er war erregt. Herrgott, war das wieder eine Schweinerei. Stanbury im Gebirge, Li-fu-Yen natürlich hinter ihm her. Miß Lill dabei.

„Du kommst mit mir in die Wachstube", herrschte er Chi an.

„Merke ich, daß du ein Wort gelogen hast, dann wirst du aufgehängt. Hast du verstanden?"

Chi verstand.

— — — — — —

Commander Gordon packte eine Kiste Zigarren aus, als Capt'n Fowler in seinem Büro erschien.

„Was gibt's, Fowler, warum sind Sie so aufgeregt?"

Fowler war außer Atem.

„Stanbury ist in die Berge gefahren. Ein Chinese ist hinter ihm her, den er einmal beleidigt hat. Es ist das größte Unglück zu befürchten, Oberst Gordon. Bitte, geben Sie mir zwei, drei Leute mit, daß ich Stanbury zu Hilfe kommen kann."

Sorgsam stellte Commander Gordon die Zigarrenkiste auf den Tisch und begann die Schnur, die darum gebunden war, aufzurollen.

„So", sagte er.

Gerne hätte Fowler die eben ausgepackte Zigarrenkiste in das rote Gesicht des Kommandanten geworfen. Aber er wartete.

„Wenn ich Sie recht verstehe . . ." begann Gordon nach einer Weile, „so hat Hauptmann Stanbury wieder einmal meinen strikten Befehl mißachtet und hat das Stadtgebiet verlassen. Ist es so?"

Ein armer, russischer Geiger kehrt zurück in seine Heimat, um einen Schatz zu heben. In dem Haus seines Vaters muß er versteckt sein. Ahnungslos erzählt Grischa seinen Stubengenossen von seinem Plan. Damit beginnen die Schwierigkeiten, die immer größer werden und fast unüberwindlich scheinen.

Durch die ganze Welt muß Grischa reisen, um zu seinem Schatz zu kommen.

Rudolph Stratz

ist der Verfasser des spannenden Romans

Grischa der Geiger

Wir beginnen in der nächsten Nummer mit der Veröffentlichung.

„Ja . . . aber . . ."

„Halt!" Gordon hob die Hand. „Ich habe Sie gefragt, ob Stanbury meine Befehle mißachtet hat?"

Fowler nickte stumm.

„Richtig", meinte Gordon zufrieden. „Und Sie, Capt'n Fowler, muten mir zu, daß ich wegen des Leichtsinns Stanburys das Leben von drei meiner Leute aufs Spiel setze? Das muten Sie mir wirklich zu, Capt'n Fowler?"

„Hauptmann Stanbury ist unser Kamerad, Oberst."

„Papperlapapp. Ein leichtsinniger Junge ist er, der seine Strafe verdient. Ich kann ihm nicht helfen. Es tut mir leid."

„Capt'n Stanbury ist in Begleitung einer Dame. Miß McGregor, Oberst", machte Fowler einen letzten Versuch.

„Ist es so?" Gordon sah den Offizier von der Seite an. „Ich sagte Ihnen bereits, daß ich bedauere", setzte er scharf hinzu.

Fowler nahm Haltung und drehte sich um.

Mißtrauisch blickte ihm der Commander nach.

*

Es mußte ein Bohrer sein. Ein langer spitzer Bohrer. Oben an der Stirn, wo das Haar beginnt, angesetzt. Ueber dem linken Auge. Ein wahnsinniger Schmerz, wie der Bohrer langsam, Windung für Windung seinen Weg suchte — quer durch den Schädel, das Gehirn — tiefer, nach dem rechten Ohr hin.

Ganz langsam.

Jetzt war er bis zur Hälfte des Kopfes durchgedrungen. Nun weiter. Nun konnten nur noch wenige Zentimeter fehlen, dann mußte die Spitze des Instruments hier auf der rechten Seite, gleich über der Ohrmuschel, hervortreten.

Oder war es gar kein Bohrer? War es ein Tier? Ein Käfer? Oder ein Wurm?

So mußte es sein, wenn man wahnsinnig wurde. Verlor er seinen Verstand? Stanbury erschrak und — erwachte. Wo war er?

Er wurde wacher. Der Schmerz im Schädel ließ nach. Allmählich erkannte er auch die Umgebung — den Kamin mit dem breiten französischen Ruhebett, das Kruzifix aus Bronze mit dem schmerzverzerrten Antlitz des Gekreuzigten — die Heiligenbilder, den Teppich — er erinnerte sich. Das war der Gästeraum der Missionsstation. Aber — war der Priester nicht da? Wer hatte ihn hier an den Türpfosten gefesselt? Warum schmerzte ihm der Kopf, als bohre sich ein Wurm quer durch den Schädel? Nur langsam kehrte die Erinnerung zurück — die Flucht vor den chinesischen Soldaten — das verschlossene Tor der Missionsstation — die Männer, das Gewehr in der Hand, und endlich — ja.

Also das war es.

Einer der Gelben mußte hinter ihm das Tor aufgerissen und ihn niedergeschlagen haben. Und dann gefesselt. Jetzt stand er hier, regungslos an einen Türpfosten gebunden. Gefangen.

Und . . . Stanbury fuhr zusammen . . . was war mit Lill? Wo war Lill? Herrgott . . . was hatte man mit Lill gemacht?

Er stemmte sich mit aller Gewalt gegen die Fesseln. Mit einem Schmerzlaut gab er den Versuch auf. Tief hatten die rauhen Hanfriemen ins Fleisch eingeschnitten.

Wo war Lill?

— — — — —

Immer noch herrschte das weiche Dämmerlicht im Raum. Nur vor den Fenstern stand die harte, grelle Helligkeit des Mittags. Im Lichtbündel der Fensterscheiben tanzten Myriaden Staubfäden.

Wo war Lill?

Stanbury lauschte. Kein Geräusch im Hause. Draußen im Hof sprachen Menschen leise miteinander. Ein Gewehrlauf klirrte gegen einen anderen.

Was bedeutet das?

Wo war Lill?

Herrgott . . . wo war Lill?

Abermals versuchte Capt'n Stanbury die Fesseln zu sprengen. Es ging nicht. Die abgeschürfte Haut brannte unter den Stricken.

„Lill . . .", flüsterte er leise vor sich hin. Tausend Gedanken bestürmten ihn. Tausend Empfindungen wechselten — Mut und tiefe Traurigkeit, Zorn und jämmerliche Feigheit vor den eigenen Gedanken.

„Lill . . .?"

Ein Lachen schreckt ihn auf. Immer wieder dieses Lachen.

Dieses teuflische Lachen.

Er preßte die Lippen aufeinander.

Da stand Li-fu-Yen und verbeugte sich.

„Ich freue mich, daß Sie wieder zu sich gekommen sind", meinte der Chinese höflich.

Stan antwortete nicht.

„Gestatten Sie, daß ich in Ihrer Gegenwart eine Zigarette rauche?" fragte der Chinese. Er zog die Türe hinter sich ins Schloß und ging langsam zu dem Ruhebett unter dem Kruzifix.

„Wie fühlen Sie sich, Capt'n Stanbury?" fragte er, sich niederlassend.

Stan schwieg.

Li-fu-Yen betrachtete sein Opfer mit Aufmerksamkeit. Weder Haß noch Zorn sprachen aus seinem jungen und doch so greisenhaft kalten Gesicht. Höchstens Zufriedenheit, gierige Zufriedenheit, diese Stunden auszukosten, auf die er nun seit Wochen gewartet hatte.

Er nahm eine Zigarette aus dem Etui und rauchte sie gemächlich an.

„Sie haben mein „Gesicht" genommen, Capt'n Stanbury", sagte er dann, ohne den Engländer anzusehen. „Sie werden heute das Ihre verlieren. Wenn englische Offiziere sich beleidigen, dann duellieren sie sich. Das ist gentlemanlike. Nicht wahr? Da ich in Ihren Augen aber nur ein kleiner gelber Hund bin, kann ich mich auch nicht wie ein englischer Gentleman, sondern nur wie ein gelber Hund an Ihnen rächen. Sie verstehen das, Capt'n Stanbury?"

„Geh' zur Hölle!" knirschte Stan.

Der Chinese lächelte belustigt. Gab aber keine Antwort. Er rauchte genußvoll an seiner Zigarette. Er wartete.

Wo war Lill? Alles andere war gleichgültig vor dieser brennenden Frage. Was hatte dieser Chinesenkuli mit Lill gemacht? Die grauenhaftesten Vermutungen wurden wach. Was hatte dieser grinsende gelbe Affe vor? Sich rächen? Sein, Capt'n Stanburys Gesicht zerstören? Ihn auspeitschen lassen vor seinen gelbhäutigen Halunken da draußen? Ermorden? Gut. Das alles schien Stanbury im Augenblick gleichgültig. Nur — wo war Lill?

Li-fu-Yen hatte seine Zigarette ausgeraucht und zerdrückte sie nun sorgsam in der Aschenschale.

„Ich habe lange auf diesen Tag gewartet, Capt'n Stanbury", sagte er.

Stan raffte sich auf. Sah zu Yen hinüber.

„Was hast du mit der englischen Dame gemacht, du Schuft?" brüllte er mehr, als daß er es sagte.

Li-fu-Yen hob abwehrend die Hand.

„Sie vergeuden Ihre Kräfte zu früh, Capt'n Stanbury", sagte er begütigend. „Ich versichere Ihnen, daß Sie Ihre Nervenkraft heute noch benötigen werden."

Stan riß an den Fesseln.

„Zu Ihrer Beruhigung darf ich Ihnen aber sagen, daß Miß McGregor schläft. Ich habe ihre kleine Wunde — die nicht beabsichtigt war — verbunden. Sie ruht jetzt."

„Wage nicht, sie anzurühren", fauchte Stan. „Ich erwürge dich, wenn du die Dame anfaßt."

„Ich werde die Dame nicht berühren", lächelte Li-fu-Yen geheimnisvoll.

Stan sah ihn an, senkte den Kopf. Was bedeutete das? Warum betonte der Chinese das Wort Ich so? Welchen teuflischen Plan hatte er sich ausgedacht, um sein „Gesicht" zu rächen? Eine lange Pause entstand. Li-fu-Yen lag auf der Chaiselongue. Er hielt die Augen halb geschlossen und beobachtete lässig seinen Gefangenen. Stan hatte Schmerzen. Die Riemen schnitten immer tiefer ins Fleisch. Seine Versuche, die Fesseln zu sprengen, hatten die Knoten nur noch enger zusammengeschnürt. Er spürte, wie das Blut in den Händen und Unterarmen stockte, wie die Glieder gefühllos wurden. Dabei schmerzte immer noch der Kopf von dem heftigen Schlag, den er erhalten.

Träge schlich die Zeit.

Stanbury grübelte. Er verwand die Schmerzen so gut es ging. Er fühlte sich matt werden, kraftlos. Er hing mehr in den Fesseln als daß er stand.

Was wollte Li-fu-Yen mit ihm? Mit ihm — dem englischen Offizier, der gewöhnt war, sich mit der Reitpeitsche in der Hand jede Ueberlegenheit zu sichern? Mit ihm, der gewöhnt war, alle farbigen Menschen als Menschen zweiter Klasse anzusehen? Und dieser Kerl hier hatte ihn in seiner Gewalt? Konnte bestimmen, und seine Kulis würden mit ihm machen, wie er befahl?

Seine Träume fielen ihm ein. Der erste, als er hilf- und regungslos auf seiner Matratze lag, während Yen seinen Leib aufschlitzte. Er dachte an die Warnungen Turners, Fowlers, Des alten McGregor. Herrgott, wenn der Alte wüßte, daß seine Tochter . . .

„Hören Sie", sagte Stan zu dem Chinesen hinüber. „Was verlangen Sie dafür, wenn Sie uns freilassen?"

Li-fu-Yen lächelte nachsichtig.

Er sagte nichts.

Stanbury flucht.

Warten.

Die Zeit schleicht.

Manchmal werden draußen Rufe laut — die Soldaten im Hof unterhalten sich beim Würfelspiel. Li-fu-Yen sitzt apathisch auf dem Ruhebett und raucht.

— — —

Wie lange saß Li-fu-Yen jetzt schon unter dem Kruzifix des Missionars Eine Stunde? Zwei? Stanbury hing ermattet in seinen Hanfstricken. Alle Glieder schmerzten ihm. Schweigend saß ihm der Chinese gegenüber und betrachtete ihn. Nach einer langen Weile endlich stand er auf.

„Ich sehe, daß meine Gegenwart Ihre Gedanken stört, Capt'n Stanbury", sagte er. „Ich werde Sie jetzt allein lassen."

Er klatschte in die Hände.

Ein chinesischer Soldat, der wohl vor der Türe gewacht hatte, trat ein. Li-fu-Yen sprach mit ihm. Dann ging er. Der Soldat nahm das Gewehr von der Schulter und postierte sich Stanbury gegenüber.

Stanbury wartete.

— — —

Nichts. Keine Uhr, kein Maßstab für die unendlich langsam vorwärtskriechende Zeit. Wieviel Uhr mochte es sein? Hatte man in Schanghai sein Fernsein schon bemerkt? Aber — was half das? Hatte er Chi nicht verboten, das Ziel seines Ausflugs zu verraten? Nein. Von dort konnte keine Hilfe kommen. Niemand konnte ihm helfen. Niemand. Es gab keine Hilfe. Keine Möglichkeit zur Flucht. Die Stricke waren unzerreißbar.

Stanbury blinzelte nach dem Soldaten hinüber, der schläfrig an der Türe lehnte, sich auf das Gewehr stützend.

„Hallo — du!" sagte Stanbury leise.

Der Soldat blickte auf, sah ihn verständnislos an.

„Hör' zu", flüsterte Stan hastig. „Ich gebe dir tausend Pfund, wenn du mich freiläßt."

Der Chinese grinste.

Dann schüttelte er den Kopf. Er verstand Englisch nicht. Li-fu-Yen war klug genug, die Wache auszusuchen.

Stan fühlte ein Würgen in der Kehle.

Nichts. Keine Hilfe war möglich. Bestechung war die letzte Hoffnung gewesen.

— Vielleicht — wenn er mit Yen sprach? Ihm Satisfaktion bot? Ihn bat, wenigstens Lill freizulassen? Li-fu-Yen war in England erzogen. Er mußte Verständnis haben. Mußte begreifen . . .

„Hallo . . .", rief Stan den Soldaten wieder an. „Ruf' mir mal deinen Li-fu-Yen!"

Der Soldat blickte auf. Als er den Namen seines Herrn hörte, schüttelte er energisch den Kopf. Verfiel gleich wieder in seine schläfrige Haltung.

„Verdammt . . .!" schrie Stan ihn an.

Der Soldat grinste ohne Verstehen.

Warten. Warten. Die Zeit schlich.

War es denkbar, daß dies alles Wirklichkeit war? Träumte er denn nicht? Wie armselig war diese Flucht vor der Angst.

Wie lächerlich. Nein. Er träumte nicht.

Warten. Warten.

— — —

Es mochte schon später Nachmittag sein, als endlich die Türe wieder aufging. Es war Li-fu-Yen. Er sah Stanbury nicht an. Langsam schritt er wieder zu dem Ruhebett und ließ sich nieder.

Zwei Soldaten waren ihm gefolgt. An der Türe blieben sie stehen. Der erste Posten verschwand. Stan, der die letzten Viertelstunden müde und erschöpft vor sich hingedöst hatte, nahm sich zusammen.

„Mr. Yen", sagte er, sich gewaltsam zur Ruhe zwingend. „Ich denke, Sie sind in England erzogen. Ihr Vater war ein Freund eines Engländers. Bitte, treiben Sie das Spiel nicht zu weit. Bitte, behalten Sie mich hier — machen Sie mit mir, was Sie wollen. Es ist mir gleichgültig. Aber lassen Sie Miß McGregor frei. Miß McGregor hat Sie nicht beleidigt. Wenn Sie einen Funken menschliches Gefühl haben, dann lassen Sie die Dame nach Schanghai zurück."

Li-fu-Yen antwortete nicht. Er sah starr geradeaus. Hatte er ihn überhaupt gehört?

„Bitte, Mr. Yen", wiederholte Stanbury, dem die Scham das Blut in die Wangen trieb. „Ich bitte nicht für mich. Nur für Miß McGregor."

Auch jetzt antwortete Li-fu-Yen nicht.

„Verdammter Hund, hast du mich nicht gehört?" brüllte Stan auf. Seine Erregung kannte keine Grenzen mehr.

„Ich werde Sie bald hören, Capt'n Stanbury!" sagte der Chinese ruhig.

Stan raste. Er riß an seinen Fesseln, die Erbärmlichkeit dieser Situation raubte ihm fast die Besinnung.

Li-fu-Yen rührte sich nicht. Es war, als höre er Stanburys Verwünschungen gar nicht.

Allmählich wurde Stanbury ruhiger.

Li-fu-Yen stand auf und trat an den Engländer heran.

„Jetzt!" sagte er nur.

Er trat zurück und klatschte abermals in die Hände. Einer der Soldaten verschwand. Er kam gleich zurück, zwei andere folgten, die einen Sessel hereinschleppten. Ein Tisch wurde gebracht, Kissen, Decken, eine Schale Wein, englische Zigaretten.

Was bedeuteten diese Vorbereitungen?

Die Soldaten hatten sich wieder zurückgezogen. Nur die zwei Posten blieben. Li-fu-Yen legte selbst die Kissen auf das Ruhebett. Ließ sich dann ruhig auf den Sessel nieder.

Voll banger Erwartung beobachtete Stanbury alle diese geheimnisvollen Dinge. Was hatte Li-fu-Yen vor?

Was war das für ein Mensch? Aengstlich starrte Stanbury in das glatte, höfliche Gesicht des jungen Chinesen — diese Maske von grausamer Rachsucht. Zum ersten Male in seinem Leben erschauerte Stanbury vor der Rätselhaftigkeit eines anderen Menschen, vor der Unergründlichkeit von dessen Gedanken und Empfindungen. Ein Gefühl stieg in ihm auf, das ihn betäubte — das Gefühl, am Rande eines Abgrundes zu stehen, dessen Tiefe er nicht kannte: der Abgrund einer menschlichen Seele. Eines Menschen wie er, aus Fleisch und Blut, Liebe und Haß, Ehre und Schmach — und doch eines anderen Menschen: eines Asiaten — mit der unerfindlichen Ferne seines unbegreiflichen Wesens. — — —

Und dann schrie Capt'n Stanbury auf — in sinnloser Wut wie ein Tier — als zwei Soldaten die besinnungslose Lill hereintrugen und auf das breite Ruhebett legten.

Kraftlos fiel ihr Kopf auf die Kissen zurück. Die Arme hingen nieder. Um die Wunde des Oberarms war ein Verband geklebt.

„Lassen Sie Lill los!" schrie Stanbury.

Der Chinese lehnte in seinem Sessel und lächelte.

„Warum?" fragte er.

Stanbury stierte in das blasse Gesicht der Frau. Er fühlte, wie ihn die Kraft verließ.

„Lill . . .", flüsterte er leise. Die trockenen Lippen schmerzten.

„Lill . . ."

Lill regte sich nicht.

Und wieder bäumte sich Capt'n Stanbury gegen die Fesseln auf, spannte die Muskeln zur letzten Kraftleistung an — nichts. Es ging nicht. Wie glühende Eisen brannten die Stricke in der aufgerissenen Haut der Handgelenke.

„Sie sind sehr aufgeregt, Capt'n Stanbury", sagte Li-fu-Yen mit grausamer Ruhe. „Waren Sie es auch, als Sie mich vor dem Straßenpöbel in den Schmutz boxten?"

Er rief einen der Soldaten heran und sprach mit ihm. Der Soldat verschwand.

Also doch? Also doch? Immer noch hatte Stanbury gehofft, daß es Li-fu-Yen bei dieser Quälerei sein lassen werde. Daß es ihm genüge, den Engländer zu dieser Armseligkeit zu zwingen. Und nun?

Erschrocken fuhr er auf, als die Türe abermals geöffnet wurde. Eine schlimme Ahnung wurde wach, als er den Eintretenden, einen breitschultrigen, halbnackten Kuli sah, der gespannt stehenblieb, wie er die weiße Frau auf dem Ruhebett bemerkte.

„Was soll das?" keuchte Stanbury, seine Angst verbergend.

Li-fu-Yen hob die Hand.

„Dieser Herr . . ." er wies auf den Kuli, „und Miß McGregor werden meine Gäste sein."

Ohne den Blick von der weißen Frau zu wenden, ließ sich der Kuli neben Li-fu-Yens Sessel auf den Teppich nieder. Yen nickte dem Soldaten wieder, der eilig hinzutrat und dem Kuli die Schale mit Reiswein reichte. Schmatzend, in einem Zuge, trank dieser das Gefäß leer.

„Er hat Durst", sagte Li-fu-Yen. „Nicht nur nach Wein, Capt'n Stanbury!"

Stanbury sah nach dem Kruzifix des Missionars hinauf. Zum erstenmal wieder seit seiner Jugend fühlte er den Wunsch zu beten. Eine größere Kraft als die seine war, um Hilfe anzuflehen.

Als der Soldat dem Kuli die zweite Schale Reiswein reichte, regte sich Lill — sie drehte sich noch halb im Schlafe um —, schlug endlich die Augen auf. Voller Angst betrachtete Stanbury ihr Gesicht.

Nun schien sie völlig wach zu werden. Erschrocken richtete sie sich auf — Stanbury senkte den Kopf, als er ihren fragenden Blick auf sich spürte —, dann hörte er ihren Aufschrei.

Sie hatte die Wirklichkeit erkannt. Sprang auf.

„William!"

Sie stand bei ihm, schlug beide Arme verzweifelt um ihn — um ihn, der sich nicht regen konnte, mit einem Schluchzen der Wut kämpfte.

„Lill . . .", brachte er endlich hervor, „verliere den Mut nicht."

Fester drängte sie sich schutzsuchend an ihn, streichelte seinen Kopf.

„Nein, Will — du — sie können das nicht tun — Will — bitte — sage doch ein Wort — nur ein Wort — ich träume — du — warum sprichst du denn nicht — Will — — —"

Schluß folgt.

Wir empfehlen Ihnen

Des Weltkriegs letzte Reiter

Die Bücher Edwin Erich Dwingers sind Darstellungen dokumentarischer Art aus dem Kriege, vor und hinter der russischen Front, und aus der Entwicklung des neuen, bolschewistischen Rußland. Man weiß nicht recht, als was man sie nehmen soll, als Dichtungen oder als Tatsachenberichte, so geprägt sind Form und Sprache, so tief das persönliche Bekenntnis zu hohem und edlem Mannestum, so brutal und grausam ist andererseits der Stoff. Immer wieder spürt man, daß es ein ungeheueres Erlebnis gewesen sein muß, das Dwinger in jenen Jahren erfahren hat, in denen er das Schicksal des östlichen Kriegsschauplatzes mit all seinen — uns kaum begreiflichen — Ungeheuerlichkeiten und Bitterkeiten auszukosten hatte.

In seinem jüngsten Buche „Die letzten Reiter" (Eugen Dietrichs Verlag, Jena. 450 Seiten. Leinen 5.80 RM) erzählt er, wie sich die entscheidenden Wochen für eine Gruppe von Reitern, deutschen Soldaten, die als Freikorps um die Erhaltung des Baltenlandes für das Deutschtum kämpften, zum schicksalvollen Verhängnis auswuchsen. Dieses Schicksal gestaltet Dwinger in allen seinen schweren Ereignissen. Wir erleben, wie stark die Hoffnung in den Herzen der deutschen Männer lebt, hier ein neues Zuhause gründen zu können. Denn die Heimat, das Deutsche Reich, ist in sich zusammengebrochen und hat scheinbar keinen Raum mehr für seine besten Söhne. So kämpften sie um ihr Erbe, gleichsam auf einsamem Vorposten gegen die anbrandende Flut des Bolschewismus, der die einheimische lettische Bevölkerung zu Mord und Brand an deutschem Gut und Leben aufhetzt, und der dies Bollwerk Europas brechen will, um die rote Revolution ins westliche Europa hineintragen zu können. Von sehr ernsten und sehr bitteren Dingen spricht Dwinger. Von Verrat und Lüge lesen wir, die die Entente, wie das Deutsche Reich gegen die deutschen Soldaten übten; von Tod im Kampf und von Tod in heimtückischer Metzelei hören wir. Eine furchtbare Bilanz jener Epoche wird gezogen, einer der trostlosesten und scheußlichsten, die je über Europa gekommen sind.

Dwinger stellt, wie stets, alles Geschehen von dem Blickpunkt einer bestimmten Gruppe von Menschen aus dar. So ist der Faden, der sich durch die Gesamtheit des Buches spinnt, das Leben selbst mit allen seinen Licht- und Schattenseiten. Das Buch wird so nicht allein Zeugnis geschichtlicher Ereignisse, sondern vielmehr Denkmal deutscher Lebensart, deutschen Heldentums, deutschen Schicksals. Die dargestellten Menschen sind keine besonderen; sie bilden aber eine Gemeinschaft, die auf heilige Hoffnung: auf die Hoffnung auf Acker und Haus gebaut ist. Darum wird gekämpft, weil man den Frieden und die Fruchtbarkeit will. Ein schwächliches, lächerliches Deutsches Reich brach diese Hoffnungen entzwei. Das Reich verschmähte und verhöhnte das Opfer seiner Besten. Wer begreifen will, was das bedeutet, der lese dies Buch als ein Buch deutschen Schicksals.

Ku.

Lieder der Arbeit

Man hat oft gesagt, daß eine Arbeit flotter und doch ernster vonstatten geht, wenn das Lied, der Gesang der Schaffenden dazu ertönt. So kennt man Lieder aller Berufe, die von Liebe und Treue zur Arbeit zeugen, die eine Arbeit nicht nur zum Broterwerb, sondern eine Arbeit aus innerer Notwendigkeit, ein Beruf im schönsten Sinne, ist.

Je stärker nun eine Zeit den Rhythmus des Arbeitens, den Strom fruchtbringenden Schaffens fühlt, je bewußter sie das innere Verhältnis des Einzelnen wie der Gemeinschaft zum Werke betont, um so stärker ist der Drang, Wort und Lied als Ausdruck dieser Bewegung zu finden. So befruchtet Arbeit die Dichtung.

Unsere Zeit, in der wieder ein großes und edles Wollen unser Volk durchdringt, kennt solche wechselseitige Befruchtung in sehr hohem Maße. Dr. Hans Mühle hat den Versuch gemacht, auf Grund eines Preisausschreibens in einem Bande Gedichte zu sammeln, die als Zeugnisse vom inneren Eindringen der neuen Kräfte in das Gefüge des Volkes gelten können. („Das Lied der Arbeit", Verlag Leopold Klotz, Gotha, 289 Seiten.)

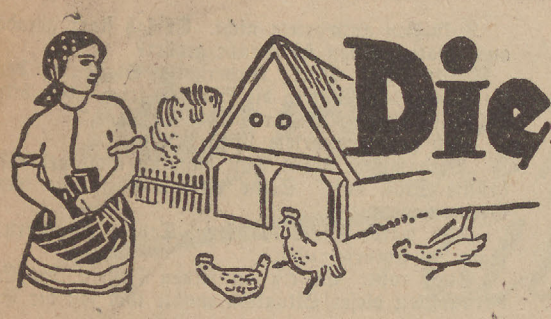
Aus allen möglichen Berufen sind Gedichte vertreten. Nicht alle Verse sind gut. Einige sind schön, andere recht holprig. Aber allen gemeinsam ist der sittliche Ernst, mit dem hier Worte und Fügungen gesucht worden sind. Es ist ein neuer Geist in die Herzen der Schaffenden gefahren, seit sie zu begreifen angefangen haben, daß sie nicht für sich, sondern für das Ganze schuften. Diese Schaffenden sprechen hier zu uns: von Arbeit, die mit Liebe und Hingabe geleistet wird in heißem Ringen um segnende Fruchtbarkeit.

Ku.

Wann hat die Wasserwelle Zweck?

Nur wenn das Haar von Natur aus kraus oder wenn es dauergewellt ist. Soll die Wasserwelle aber länger und besser halten, so ist neben guter Friseurarbeit erforderlich eine nicht-alkalische Behandlung des Haares, damit es straff und elastisch bleibt. Nehmen Sie deshalb das **nicht-alkalische, seifenfreie** Schwarzkopf „Extra-Mild" zur Pflege Ihres Haares. Die Frisur hält noch einmal so gut, und Sie freuen sich über den natürlichen Glanz! Blondinen verwenden für die Pflege Ihres Blondhaares Schwarzkopf „Extra-Blond".

SCHWARZKOPF EXTRA-MILD



Die heimische Scholle

Der immergrüne Garten

Dem Gartenfreund steht eine ganze Anzahl immergrüner Laubgehölze zur Verfügung, durch die er seinen Garten reicher, schöner und heimischer gestalten kann. Alle Immergrünen haben gewisse gemeinsame Ansprüche: Sie sind empfindlich gegen Trockenheit und Wind. Da der Wassermangel besonders im Winter auftritt, denn im Gegensatz zu den anderen Pflanzen ruhen sie auch während des Winters nicht, so muß man vor Eintritt des Frostes die Pflanzen gut einwässern und ihnen noch möglichst um den Wurzelballen eine dichte Laubdecke geben, die vor Verdunstung schützt. Gegen Wind hilft natürlich nur eine geschützte Lage.

Man berücksichtige bei Immergrünen zunächst nur die bekanntesten, sichersten Vertreter, wie z. B. den starkwüchsigen Buxus, Mahonie oder Stechpalme. Den Buchsbaum kennen die meisten von uns nur als die obligate Randeinfassung mehr oder weniger langweiliger Gartenbeete, er war uns so recht das Symbol einer überwundenen langweilig pedantischen Gartengestaltung. Die wenigsten wissen jedoch, daß der starkwüchsige Buxus eine Höhe von zwei Meter erreicht, daß er in vielen Spielarten auftritt, unter denen es auch eine sehr hübsche hängende Art gibt.

Die Mahonien ergeben hübsche Einfassungen und erfreuen gleicherweise durch Blüte, Blatt und Frucht. Für Besitzer von Wochenendhäusern oder Stadtrandsiedler, die in ihrem Garten Waldbäume haben, diese nicht höchst verständigerweise umhauen wollen, gibt das Gartenbuch Späth einen sehr guten Rat, einen Teil dieses Gartens auf folgende Weise zu gestalten. Es heißt dort: Man denke sich nur einen hainartigen Baumbestand, durch den ein Fußpfad führt. Rechts und links von diesem truppweise Mahonien als Untergehölz; weiter einwärts von Buxusbüschen unterbrochen; noch weiter rückwärts höher wachsende Flex, von denen einige auch mehr im Vordergrunde verstreut auftreten. Der Boden ist mit Efeu bedeckt, der an einigen Stämmen bis in die Kronen hinaufreicht. Wie wundervoll wirkt solch ein immergrüner Gartenteil im Winter!"

Bei der Zusammenstellung von Gehölzgruppen denke man auch daran, farbige Laubgehölze zwischenzupflanzen.

Ihre Auswahl muß sorgfältig überlegt werden, denn einige der farbigen Gehölze wie die Blutbuche und die goldlaubige kanadische Pappel beanspruchen sehr viel Raum und passen nur für parkähnliche Gärten. In kleinere Gärten paßt die Bluthasel oder die Blutpflaume. Letztere ist ein [illegible] schnell wachsendes Gehölz, das auch in mageren Böden [illegible] gedeiht und im Frühjahr den Blumen[illegible] seine entzückende Blütenpracht erpflaume blüht wie die meisten unse[illegible]

Ein unversto[illegible] vor der Baum noch Blätter hat; durch den D[illegible]beige der Blutpflaume dekorativ in Mi[illegible]stellt, ergeben stets eine äußerst vor[illegible]ung. Auch das tiefrote Laub erweist sich in vielerlei Sträußen den bunten Sommerblühern als wirkungsvolle Folie. Statt der goldlaubigen Pappel verwendet der Kleingartenbesitzer besser den goldlaubigen Eschenahorn. Sein Bruder, der weißbunte Eschenahorn, ist wohl überall bekannt, es ist der schöne weißbunte Strauch, der schon jedem aufgefallen ist, von dem aber niemand den Namen weiß. Bei seiner Anpflanzung vermeide man es jedoch, ihn zu nahe an den Weg zu setzen, da er dann oft zu grell ins Auge fällt. Wi.

Deckzeit für Ziegen

Die Deckzeit der Ziegen ist im Gegensatz zu allen anderen Haustierzuchten einheitlich auf ein paar Herbstmonate zusammengedrängt geblieben, alle anderen Zuchten haben den neuzeitlichen Marktanforderungen entsprechend das Geschlechtsleben der Haustiere in neue Bahnen gelenkt, um die Nutzung der Erzeugnisse aus der Haustierhaltung zu erweitern. Die besondere Gestaltung unserer Milchwirtschaft läßt an den veralteten Zuchtgrundsätzen innerhalb der Ziegenzucht bisher noch festhalten. Vor allen Dingen ist es die Fettselbstversorgung des Haushaltes, deren Einflüsse hier bemerkbar werden. Aus den Hausschlachtungen beginnen im Frühjahr Schmalz- und Speckvorräte geringer zu werden und dann erscheint es den Ziegenhaltern willkommen, aus dem Milchertrag, der mehr oder weniger gleichzeitig im Frühjahr frischmilch werdenden Ziegen Butter zu gewinnen. Die Anfänge zur Verteilung des Ablammens der Ziegen über das ganze Jahr sind seit Jahrzehnten gemacht und sie setzen ein, wenn während der Hauptdeckzeit Einzeltiere Wochen und Monate für die Bedeckung zurückgestellt werden. Daß die Verteilung des Ablammens über das ganze Jahr der Zuchtverbesserung nachdrücklich zugute kommt, dafür bietet uns die Rindviehzucht ein vorbildliches Beispiel.

Spannen von Kaninchenfellen

Wir nähern uns der Zeit der Kaninchenschlachtungen, da lohnt es sich kurz die Fellbehandlung durchzudenken. Denn wir erzielen nicht nur für gute Felle einen besseren Preis, sondern wir haben auch die Pflicht, durch Lieferung guter Felle dem Volksvermögen Werte zu erhalten.

Nach dem schnittfreien, sorgfältigen Abziehen der Felle, heißt es dieselben faltenlos zu trocknen. Denn in den Falten fault das Leder in kürzester Zeit, die Haarwurzeln faulen an und große kahle Stellen sind die Folge, und das sonst gute Fell hat seinen Wert eingebüßt. Die einfachste Art der Trocknung geschieht auf einem Brett, indem man das Fell genau in Bauchmitte aufschneidet, Kopf und Pfoten entfernt und mit dem Leder nach außen glatt durch Reißbrettstifte befestigt. Besser noch ist das Trocknen auf einem Fellspanner, den man sich leicht selbst herstellen kann. Man benötigt ein abgerundetes Brett, das nach oben schmäler verläuft. Beim Fellspanner läßt man Kopf und Vorderpfoten am Fell, nur die Hinterpfoten sind zu entfernen. Auch hier sind die Ränder mit Stiften zu befestigen und auf genaues Ueberziehen ist zu achten, so daß die Blume in der Mitte des Spanners liegt. Uebermäßiges Spannen des Rohfelles ist zu vermeiden, aber ebenso die Faltenbildung. Hat man nun das Fell aufgezogen, kratzt man mit einem stumpfen Gegenstand noch anhaftende Fleisch- und Fettteile ab, da sie auch noch Fäulnisherde sind. In einigen Tagen sind die Felle trocken, doch trockne man sie nie am Ofen oder in der Sonne, da sie sonst zur Gerbung nicht mehr geeignet sind. Die trocknen Felle werden an einem kühlen, trocknen Ort bis zur Verwertung gelagert. Niemals stopfe man die Felle mit Stroh oder Heu aus, da hierbei oben stets Falten entstehen. Dieckmann.

Treidler am Oberländischen Kanal

Aufn.: Walter Raschdorff

Pfähle haltbar machen

Solange der Boden noch offen ist, werden in der jetzt arbeitsärmeren Zeit Zäune an Koppeln und Gärten neu angelegt oder ausgebessert. Zaunpfähle sind von um so längerer Haltbarkeit, je besser sie gegen das Verfaulen geschützt werden. Bekannt ist das Verfahren, die angespitzten Pfähle an dem spitzen Ende anzubrennen soweit, wie sie in die Erde kommen, vielmehr bis etwa 30 bis 40 Zentimeter darüber. Man muß das Anbrennen aber vorsichtig ausführen, damit die Spitzen nicht zu stark herunterbrennen. Da dieses Verfahren aber verhältnismäßig viel Arbeit verursacht, bedient man sich heute auch in der Landwirtschaft anderer Imprägnierungsmethoden. Bekannt ist das sogenannte Pfahlbad, wobei die Pfähle in Bottiche mit 5prozentiger Kupfer- oder Eisenvitriolbrühe gestellt werden. Sie müssen darin so lange liegen, bis sie genügend durchtränkt sind, also etwa drei Tage. Diese Imprägnierung gelingt dann am besten, wenn die Pfähle noch möglichst grün sind, die Flüssigkeit also leicht aufzieht. Das Bearbeiten der Pfähle, Anspitzen, Löcherbohren usw., muß vor dem Imprägnieren erfolgen, weil hinterher die Werkzeuge leiden würden. Ob die Pfähle lange genug in dem Bad gestanden haben, erkennt man daran, daß an dem herausragenden Ende die Schnittflächen bläuliche Kristalle zeigen. Nach dem Imprägnieren dürfen sie nun nicht etwa sofort in die Erde kommen, weil dann die Salzlösung durch die Bodenfeuchtigkeit wieder herausgezogen würde. Die Pfähle müssen vielmehr unter Dach aufgestapelt werden und trocknen. Diese Methode hat also den Vorteil, daß sie weniger Arbeit macht, jedoch können die Pfähle erst nach einiger Zeit benutzt werden.

Trockene Pfähle wird man besser durch Anstreichen mit heißem Teer oder mit Karbolineum imprägnieren. Man tauche die Pfähle ein, ziehe sie aber gleich wieder heraus und lasse die Teermasse eindringen. Noch besser ist es, man brennt vor dem Eintauchen die Pfähle leicht an und taucht sie anschließend in die Teermasse, die dann sehr schnell und tief in das Pfahlinnere einzieht. Beim Eingraben der Pfähle achte man darauf, daß die ausgegrabene Erde umgekehrt wieder eingeschüttet wird, wie sie vorher war, d. h. also, der tote Boden soll ganz nach oben kommen. Er ist sehr bakterienarm, was zur Folge hat, daß der Pfahl dann von den Bakterien eine gewisse Zeit hindurch weniger angegriffen wird.

Die Köpfe der Pfähle sieht man bei uns fast immer waagrecht abgeschnitten. Das ist aber entschieden falsch. Auf dem waagrechten Pfahlende bleibt das Wasser stehen und kann leicht in den Pfahl einziehen. Schrägt man die Köpfe dagegen ab und streicht die Schnittflächen noch mit Teer oder Karbolineum, dann wird die Lebensdauer der Pfähle größer sein. d.

Praktische Winke

Die Amaryllis entwickelt oft neue Sprosse, die von den Pflegern meistens mit dem Messer dicht an der Mutterzwiebel abgeschnitten werden. Das geschieht in dem Glauben, daß dann dem Blütenschaft keine Nahrung entzogen wird. Das ist aber ein Irrtum. Man lasse diese Nebensprosse ruhig bei der Pflanze, wodurch das Bild ein gefälligeres wird. o.

Wo von den Spargelbeeten das abgestorbene Kraut noch nicht heruntergenommen ist, muß das jetzt unbedingt geschehen. Diese Maßnahme verfolgt in erster Linie den Zweck, pilzliche und tierische Schädlinge zu vernichten. Man wird deshalb das abgestorbene Spargelkraut entweder verbrennen oder auf solche Komposthaufen bringen, die später nicht für die Spargelbeete verwendet werden. Die abgestorbenen Pflanzenteile werden bis kurz über die Krone des Stockes heruntergeschnitten. Der Boden wird tief bearbeitet, gedüngt und bleibt über Winter in rauher Scholle liegen. Die Wurzeln mehrjähriger Unkräuter, wie Disteln, Quecke, Winden usw., müssen beim Umgraben herausgezogen werden. o.

Dung von Ziegen, Schafen, Schweinen und Kaninchen ist sehr nährstoffreich und besonders für leichte Böden brauchbar, Schweinedung besonders für warme. Damit der Dung sich gut zersetzen kann, setze man ihn in Haufen auf, wenn es irgend geht, aber selbstverständlich frostfreien Ort, in dem man ihn langsam auftauen läßt. Das dauert einige Tage, dann erst kann man die Bäumchen auspacken, möglichst gleich, wenn das Wetter wieder frostfrei geworden ist, richtig pflanzen oder in den Einschlag bringen.

Wenn man beim Durchschneiden seiner Sellerieknollen braune Flecke wahrnimmt, die von dem Sellerierost herrühren, dann müssen die Beete, auf denen der Sellerie gestanden hat, gut mit Kalk oder Thomasmehl bestreut werden, damit der Krankheitskeim dadurch vernichtet wird. Fruchtwechsel ist selbstverständlich.

Da den Obstsorten mit rauher Schale die Wachsschicht fehlt, die die glatten Aepfel so herrlich blank macht, so verdunsten die rauhschaligen schneller und werden dadurch leicht zusammengeschrumpft. Es empfiehlt sich daher, dort, wo solche Früchte, wie graue Reinetten, lagern, falls der Aufbewahrungsraum trocken ist, mit Wasser gefüllte Gefäße aufzustellen.

Die Vogelwelt hat für den Garten eine ungeheure Bedeutung. Sie ist unser treuester und billigster Helfer im Kampf gegen alle tierischen Schädlinge. Hatten wir im Sommer versucht, sie durch Nistgelegenheiten und Vogeltränken an unseren Garten zu fesseln, so beginnen jetzt an müßigen Herbstabenden die Vorarbeiten, unseren befiederten Freunden schöne und praktische Futterhäuschen zu bauen. Vor allem aber: Kampf den herrenlosen Katzen!

Mein Alpenveilchen blüht

Die Zeit der Alpenveilchen kommt jetzt heran. Häufig wird darüber geklagt, daß die prächtig gedeihenden Alpenveilchen sofort zu kümmern anfangen, wenn sie in das warme Zimmer genommen werden. Meistens trägt aber falsche Behandlung die Schuld an dem Eingehen der Alpenveilchen. Sie werden auf den Tisch des warmen Zimmers gestellt, wo meist kein Sonnenstrahl hindringt, während Alpenveilchen gerade in vollem Licht stehen wollen und deshalb am besten auf das Fensterbrett gestellt werden. Ist die Luft im Zimmer trocken, so muß genügend gegossen werden. Das bedeutet aber nicht, daß man die Erde andauernd naß hält und womöglich noch die Knolle mit den Knospen abspült und mit dem Zerstäuber Blätter und Blüten besprüht! Vielmehr muß man peinlich vermeiden, das Herz der Pflanze zu begießen, weil dann die Knollen zu faulen beginnen. Meistens wird es genügen, wenn man jeden zweiten Tag gießt. Das kann in der Weise geschehen, daß man den Untersatz eine Stunde lang voll Wasser hält, das dann aufgestiegen ist. Der Rest des Wassers wird fortgegossen. Allerdings darf man das Wasser im Untersatz nicht länger als höchstens zwei Stunden stehen lassen. Die Menge des zu gebenden Wassers hängt natürlich davon ab, wie trocken der Raum ist, in dem die Alpenveilchen stehen. Der Platz auf dem Fensterbrett ist an sich sehr geeignet, er muß allerdings zugfrei sein, denn Zug vertragen die Alpenveilchen nicht. Natürlich darf sich unter dem Fensterbrett auch nicht der Heizkörper der Zentralheizung befinden, weil dann die aufsteigende heiße Luft die Pflanze in kurzer Zeit vernichten würde. Alle abgeblühten Stengel werden abgerissen, nicht abgeschnitten, damit sie keine Fäulnisherde verursachen. d.

Was kosten Lebensmittel?

Die neuesten Großhandelspreise für landwirtschaftliche Erzeugnisse

Waren des täglichen Bedarfs: Butter (Berlin 15. 11.) 1 30, Tilsiter Vollfettkäse (Kbg. 19. 11.) 60—70; Tilsiter Halbfettkäse (Kbg. 19. 11.) 40—42; Kartoffeln (21. 11.) unverändert; Zucker (Magdeburg 21. 11.) 31,30;

Produkten in Königsberg (21. 11.): Weizen Festpreise, Roggen Festpreise, Gerste ohne Handel, Hafer ohne Handel, Weizenmehl 27,40, Roggenmehl 21,40—21,80.

Berliner Schlachtvieh (19. 11.): **I. Rinder.** A. Ochsen; a) vollfl. ausgem. höchst. Schlachtwert.: 1. jüngere 42; 2. ältere —; b) sonstige vollfleischige 42; c) fleischige 42; d) gering genährte 40—42.

B. Bullen: a) jüng. vollfl. höchsten Schlachtwertes 42; b) sonstige vollfleischige 42; c) fleischige 42; d) gering genährte —.

C. Kühe: a) jüng. vollfl. höchsten Schlachtwertes 42; b) sonstige vollfleischige 42; c) fleischige 35—42; d) gering genährte 23—34.

D. Färsen (Kalbinnen): a) vollfl. ausgem. höchsten Schlachtwertes 42; b) vollfleischige 42, c) fleischige 42; d) gering genährte 40—42.

E. Fresser: Mäßig gen. Jungvieh 38—42.

II. **Kälber:** A. Doppellend. bester Mast 90—105; B. Andere Kälber: a) beste Mast- und Saug- 72—78; b) mittl. Mast- und Saug- 62—70; c) geringere Saugkälber 50—60; d) geringe 38—40.

III. **Lämmer, Hammel, Schafe.** A. Lämmer und Hammel: a) beste Mastlämmer, 1. Stallmast 56—59; 2. Weidem. —; b) beste jg. Masthammel, 1. Stallm. 52—55; 2. Weidem. 40—44; c) mittl. Mastlämmer u. ältere Masthammel 47—57; d) geringe Lämmer und Hammel 30—48.

B. Schafe: e) beste Schafe 41—44; f) mittlere Schafe 37—40; g) geringe Schafe 25—35.

IV. **Schweine:** a) Fettschweine über 300 Pfd. L. 54,50 vollfl. über 300 Pfd. L. 54,50; b) vollfl. 240—300 Pfd. L. 52,50; c) vollfl. 200—240 Pfund L. 50,50; d) vollfl. 160—200 Pfund L. 48,50; e) fleisch. 120 bis 160 Pfund L. 48,50; f) fleisch. 120 Pfund L. —; g) fette Speckfauen 52,50; andere Sauen 48,50.

Polnische Kunstausstellung in Königsberg

Ausstellungen haben im allgemeinen den Ruf, „langweilig" zu sein. Man hat zwar einigen Respekt vor den großen und kostbaren Sachen, die in Museen aufbewahrt werden, man erkennt auch an, daß Kunst eine gewisse Lebensberechtigung hat. Besonders heute scheint sich das Gefühl für den Wert der Kunst allmählich wieder durchzusetzen. Am ehesten wird es vielleicht wieder lebendig für Werke der Baukunst. Bei Gemälden liegt die Sache etwas anders. Ein wirkliches Verhältnis bekommt man eigentlich erst zu einem Bild, wenn man es daheim an der Wand hängen hat. Aber wer hat schon ein wirklich gutes Gemälde? Für die meisten Sterblichen ist so etwas unerschwinglich. Man muß mit Nachbildungen vorlieb nehmen. Gute Originale bekommt man ziemlich selten zu sehen, die meisten Menschen denken wohl auch, daß zum Verständnis eines Kunstwerkes Wissen und eine besondere Bildung gehören. Das mag bis zu einem gewissen Grade stimmen. Aber sicher ist doch, daß jeder Mensch vor einem Bilde irgendetwas empfindet. Und wenn es nur das Gefühl ist, daß ihn das Kunstwerk absolut nichts angeht. Man kann ja den Versuch, ob einen Kunstwerke etwas angehen, jederzeit machen. Die Galerien z. B. in Königsberg stehen jedem offen, und die Kunsthalle am Wrangelturm zeigt immer wieder wertvolle Ausstellungen.

Wie wärs, wenn wir, soweit wir in Königsberg sind, jetzt einmal mit der Ausstellung „Polnische Kunst", die sich noch bis zum 1. Dezember im Wrangelturm befindet, einen Versuch machen würden? Nehmen wir an, es geht jemand in diese Ausstellung, der von Kunst nichts versteht, wie man so schön sagt. Er sieht Bilder von kräftigen Farben, Winter- und Sommerlandschaften, Akte, markante Köpfe, Plastiken, Töpfereien, Teppiche. Wird er spüren, daß hier ein fremdes Volk, daß Polen seine Kunstwerke ausstellt? Wir glauben: ja. Vielleicht wird er sogar schneller als irgend ein Kunstkenner das eigentlich Polnische herausspüren. Der Kenner nämlich wird in dieser Ausstellung, die Vorzügliches neben weniger Gutem, handwerklich Ausgezeichnetes neben Spielereien zeigt, sofort feststellen, woher die Künstler ihre Anregungen empfingen. Er wird merken, daß sie in Paris, in München, in Berlin lernten. Der Laie aber wird sich mehr ans Gegenständliche halten. Er wird als starken Eindruck etwa den Kopf eines polnischen Bauern oder einen Mädchenkopf und sicher auch die alten Holzschnitte, die bunt und prächtig gemalt sind, in Erinnerung behalten. Und er wird irgend etwas Fremdes spüren, das slawische Temperament. Ist also ein Gang durch die Ausstellung nicht doch so etwas wie eine Reise nach Polen? Wir haben fremde Gesichter dort gesehen und viel bekannte. Und wir haben die Weite der Landschaft gespürt, für die der Osten ein besonderes Auge und eine besonders tiefe Empfindung hat. Und dann spürten wir eine Grazie in manchen Porträts und Plastiken, die gut zu dem Bild paßt, das wir uns von den Polen machen, zu den Farben seiner Volkstrachten und zu dem Klang seiner Sprache.

L. F.

Aus der polnischen Kunstausstellung:

W. Skoczyles: Ein Gorale (Polnischer Bauer)

Aufn. Goetze-Steindamm

Ostpreußen im Reich

Die Arbeit der heimattreuen Ost- und Westpreußen in Sachsen/Thüringen

Wie im ganzen deutschen Vaterlande gab es vor der Abstimmung nur wenige Gruppen der „Heimattreuen" in Mitteldeutschland. In Magdeburg hatten sich die Landsleute in einem „Ostpreußenverein" und „Westpreußenverein" schon vor etwa 40 Jahren zusammengeschlossen, in Halle kurz vor dem Kriege. Nach der Abstimmung wurden dann in Dessau, Erfurt, Jena, Leipzig und Wittenberg neue Ortsgruppen gebildet, die sich unter der Führung von Leipzig zu einer „Arbeitsgemeinschaft Mitteldeutschland" zusammenschlossen, die dann später zu dem „Landesverband Sachsen/Thüringen" umgewandelt wurde.

Trotz vieler Gegenströmungen setzten sich diese Gruppen unter der Führung bewährter Landsleute durch und bildeten örtlich den Mittelpunkt in der Werbung und in der Arbeit für die deutsche Nord-Ostmark. Die Verkehrswerbung sorgte für den Besuch der Heimat; Patenschaften betreuten Gemeinden, Schulen, Vereine usw.; Filmvorführungen, Lichtbildervorträge, Kungebungen und dergl. erweckten das Interesse für das nordöstliche Grenzland; Kinderferienfahrten vermittelten Kenntnis von Land und Leuten bei der Jugend mit bester Rückwirkung auf Eltern und Angehörige; Bearbeitung der Presse öffnete die Zeitungsspalten für Nachrichten, Aufsätze, Bilder, Berichte mehr als bisher, um die öffentliche Meinung für die deutsche Ostmark zu gewinnen.

Mitgliederzusammenkünfte, in denen heimatliche Mundart, Heimatlieder usw. gepflegt wurden, stellten einen engen Zusammenhang zwischen den Landsleuten her, vermittelten Neuzuziehenden Anschluß und Verbindung, gaben Rat und Hilfe bei dem Einleben im neuen Lebenskreise.

Weitere Gründungen von Stützpunkten, so in Apolda, Gera, Gerwisch, Helmstedt, Naumburg, Olvenstedt, Osterburg, Osterwiek, Rudolstadt, Schönebeck, Staßfurt, Leopoldshall, Stendal, Tangermünde, Wolmirstedt erweiterten die Basis für die Heimatarbeit.

Hauptaufgabe dieser Heimatarbeit war es, die Oeffentlichkeit mit Anteilnahme und Verständnis für die Sorgen und Nöte der Heimat zu erfüllen und zähe und dauernd daran zu arbeiten, daß die Schicksalsverbundenheit zwischen dem deutschen Osten und dem Reiche immer besser verstanden wurde; ferner hier mitten im Reiche bei jeder passenden Gelegenheit für die Klarstellung und die Vertretung der volkspolitischen, wirtschaftlichen und kulturellen Notwendigkeiten der Heimat einzutreten.

Diese zähe und unermüdlich jahrelang geleistete Arbeit ist nicht ohne Erfolg geblieben, und seit dem der Führer und Reichskanzler das Wort geprägt hat, „daß das Gesicht des deutschen Menschen vom Westen abzuwenden und nach dem Osten zu kehren ist", wird diese Arbeit mit noch verstärkter Energie geleistet. Die „Ostschulung", wie die Arbeit der Ortsgruppen mit jeder Veranstaltung, jedem Zeitungsaufsatz, Vortrag usw. betrieben wird, soll jeden mitteldeutschen Volksgenossen erfassen, um ihm die entscheidende Bedeutung des Bollwerks „Ostpreußen" für das deutsche Schicksal vor Augen zu führen.

Jederzeit sind die „Heimattreuen" im Reiche bereit, sich für die angestammte Scholle schlagartig einzusetzen, wie zum Beispiel in diesem Jahre bei den Protestaktionen gegen das Kownoer Bluturteil und bei der Aufnahme der 600 Masurenkinder in den Ferien.

Willy Hollstein,
Leiter des Landesverbandes Sachsen/Thüringen im Bund heimattreuer Ost- und Westpreußen.

Wer hat recht?

Eine Verlobung geht auseinander!

„Oh, daß sie ewig grünen bliebe, die schöne Zeit der ersten Liebe" singt der Dichter wohl nicht zu Unrecht, und es besteht der Verdacht, daß ihn zu seinem Ausruf gerade die Erkenntnis gebracht hat, daß es mit diesem ewigen Grünen nicht immer allzu weit her ist und daß dem ersten Sturm der Leidenschaft nur zu oft Enttäuschung und Welken folgt.

Demgemäß gehen nicht nur Ehen auseinander, sondern manche Menschen verlegen ihre ersten „Scheidungen bereits vor die Ehe, indem sie sich erfolglos verloben, d. h. zu einer Verlobung gelangen, aber nicht mehr zur Eheschließung kommen.

Jede dieser Verlobungsauflösungen erzeugt, wenn man vom allgemeinen Aerger und den menschlichen Seiten einer solchen Enttäuschung absieht, erhebliche Rechtsfolgen.

Sie sind gleich Null, wenn Brautleute in vernünftiger Weise überein kommen, daß sie nicht zueinander passen und unter Einigung darüber, daß keinen das Verschulden an der Entlobung trifft, den Verlöbnisvertrag auflösen. Dann sind die gegenseitig gegebenen Geschenke auszutauschen und damit ist allen Erfordernissen Genüge getan.

Der Streit um die Rechtsfolgen setzt daher immer nur dann ein, wenn ein Teil von der Verlobung zurücktritt. Dann muß der zurücktretende Verlobte dem anderen Teil und dessen Eltern (eventuell auch deren Stellvertretern) denjenigen Schaden ersetzen, der durch die in Erwartung der Ehe gemachten Aufwendungen entstanden ist. Ebenso muß der Schaden ersetzt werden, der darin besteht, daß der andere verlobte Teil Verfügungen über sein Vermögen getroffen hat, oder Veränderungen in seiner Erwerbsstellung hat eintreten lassen, die er ohne Erwartung einer Ehe unterlassen hätte.

Diese Ersatzpflicht tritt dann nicht ein, wenn der nicht zurücktretende Teil dem anderen einen wichtigen Grund zum Zurücktreten gibt, z. B. Untreue, unangemessenes Verhalten, Beleidigung von Angehörigen und dergleichen mehr. Die Schadensersatzpflicht tritt dann im Gegenteil auf Seiten desjenigen ein, der einen wichtigen Grund zur Auflösung des Verlöbnisses gibt und dadurch den anderen zum Rücktritt veranlaßt. Wenn z. B. also ein Bräutigam seiner Braut nicht treu ist, dann kann sie vom Verlöbnis zurücktreten, ohne schadensersatzpflichtig zu werden, weil ihr ja der Bräutigam einen wichtigen Grund gegeben hat. Auf der anderen Seite wird aber der Bräutigam schadensersatzpflichtig, weil er auf diese Weise die Auflösung der Verlobung genau so verschuldet hat, wie wenn er zurückgetreten wäre, ohne einen Grund zu haben.

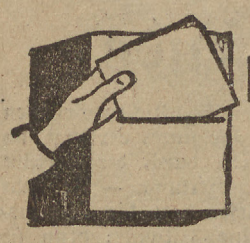
Hat die Braut sich in Erwartung der Ehe von ihrem Bräutigam verführen lassen und dadurch ihre Unbescholtenheit verloren, so hat sie den Anspruch auf das sogenannte Kranzgeld, auf eine Entschädigung auch für den Schaden, der nicht Vermögensschaden ist.

Auch im Falle des verschuldeten Auseinandergehens müssen Geschenke gegenseitig zurückgegeben werden. Briefe fallen nicht unter die Geschenke. Die Verlobungsgeschenke Dritter behält derjenige, an den sie gerichtet gewesen sind.

Hier, wie bei allen Familien-Angelegenheiten, ist der magerste Vergleich immer besser, als der fetteste Prozeß.

Daß zwei Menschen rechtzeitig merken, daß sie nicht zueinander passen, kann vorkommen; wenn Verfehlungen eines der Brautleute vorkommen, ist es immer noch besser, der andere wird sich bereits während der Verlobungszeit dadurch über ihn klar, als wenn hinterher deswegen die Ehe auseinandergeht. Was man aber vermeiden sollte, ist der Streit um die Auseinandersetzung, bei dem manchmal aus großer (aber nur übereilter) Liebe erbitterte und ewige Feindschaft zwischen ganzen Familien wird.

Praktikus.



Fragen Sie — Wir antworten

Der Briefkasten der Sonntagspost

Briefkastenauskünfte werden kostenlos erteilt. Ob schriftlich oder durch die Sonntagspost Bescheid gegeben wird, behält sich die Redaktion vor. Es empfiehlt sich, jeder Anfrage, abgesehen von der letzten Bezugsquittung, Rückporto beizulegen und die Anschrift genau anzugeben. Alle Auskünfte sind unverbindlich. Aerztliche Ratschläge und wirtschaftliche Empfehlungen können grundsätzlich nicht erteilt werden. Die Schriftleitung.

F. K. in K.

Haben im Jahre 1902 eingezahlte 300 Taler Mündelgeld noch heute einen Wert und wieviel? Wenn das Geld zur Kriegsanleihe gezeichnet worden ist, wieviel Wert hat es dann?

Wenn Sie für die 1902 eingezahlten Mündelgelder bisher keinerlei Aufwertungsansprüche geltend gemacht haben, dann haben Sie nach der ständigen Sprechung des Reichsgerichts Ihre Aufwertungs-Ansprüche verwirkt. Bei wem sind die Mündelgelder eingezahlt und sind tatsächlich Kriegsanleihen dafür gezeichnet worden?

A. K. in E.

1. Welcher Unterschied besteht zwischen einem Volkslied und einem Kunstlied? 2. Was versteht man unter großer Terz, was unter kleiner Terz? 3. Was sind äolische, lyrische, ionische, phrygische Tonarten?

Ein Volkslied ist eine schlichte, von weitesten Volksschichten leicht zu begreifende, meist irgendwie aus dem Volk hervorgegangene Melodie, die mit schlichter Begleitung gesungen wird. Ein Kunstlied ist ein meist mit einer kunstvollen Klavierbegleitung versehenes Lied, das sich im Gegensatz zum Volkslied oft mit inhaltlich komplizierten Texten befaßt. Große Meister des Kunstliedes sind Schubert, Schumann, Brahms und Hugo Wolf. — Die große Terz — von Ton c aus nach oben gerechnet e — macht den Dreiklang zu einem Dur-Dreiklang (harten Dreiklang), die kleine Terz — vom Ton c nach oben gerechnet es — macht den Dreiklang zum Moll-Dreiklang (weichen Dreiklang). — Jonisch, dorisch, phrygisch, äolisch usw. heißen die jenseits des Mittelalters gebrauchten Kirchentonarten. Sie näher zu erklären, bedarf es eines gründlichen musiktheoretischen Studiums und gegebenenfalls Beschäftigung mit alten Kompositionen, die in diesen Tonarten geschrieben sind.

R. H. in F.

Im Laufe der Zeit sind bei einzelnen der im Testament Bedachten Wohnungsänderungen eingetreten. Ist das Testament immer noch gültig oder muß es berichtigt werden? Genügt eine Nachschrift mit Angabe der jetzigen Adressen? Ist die Nr. 27520 der Anleiheablösungsschuld des Deutschen Reiches schon gezogen?

1. Die Testamente behalten ihre Wirksamkeit, auch wenn die darin Bedachten ihren Wohnsitz oder Wohnung gewechselt haben. Es genügt, wenn Sie, wie beabsichtigt, in einer Nachschrift die jetzigen Anschriften der Bedachten angeben. 2. In den bisherigen 11 Ziehungen ist die Nummer 27 520 der Auslosungsrechte der Anleiheablösungsschuld nicht gezogen worden. Die nächste Ziehung erfolgt am 2. Dezember.

R. E.

Welche Vorschriften gelten für die Steuerbefreiung des älteren Neuhausbesitzes?

Der ältere Neuhausbesitz umfaßt die in der Zeit von 1924 bis 31. März 1931 bezugsfertig gewordenen Wohngebäude. Ob und inwieweit diese Wohngebäude von der Grundsteuer des Landes und der Gemeinden befreit sind, richtet sich grundsätzlich nach Landesrecht. Reichsrechtlich (Erster Teil, Kapitel VI, §§ 1, 2 der Anpassungsverordnung vom 23. Dezember 1931) ist lediglich bestimmt, daß die Gemeinden diejenigen Vergünstigungen, die am 1. Oktober 1931 oder 31. März 1930 bestanden, aufrechtzuerhalten haben. Ferner hat das Reich zur Senkung der Gemeindegrundsteuer dieser Gruppe des Neuhausbesitzes einen Betrag von 50 Millionen Reichsmark zur Verfügung gestellt, der für die Zeit vom 1. Oktober 1933 bis 31. März 1935 zu verwenden war. (Abschnitt V des Zweiten Gesetzes zur Verminderung der Arbeitslosigkeit vom 21. September 1933 Durchführungsverordnung über die Grundsteuersenkung für Neuhausbesitz vom 11. Oktober 1933.)

„Erbfolge".

1. Im Jahre 1924 ließ ich für meine fünf minderjährigen Kinder beim Verkauf meines Grundstücks das Restkaufgeld, für jedes Kind 800 RM, eintragen. Jetzt nachdem diese mündig sind und das Geld abgehoben haben, ist eins davon ledig gestorben. In nächster Ehe ist jetzt noch eine Halbschwester genannter fünf Kinder dazugekommen. Wer erbt nun den Nachlaß meines verstorbenen Kindes. 2. Welchen Goldmarkwert hatten 3000 PM. am 15. 3. 1922?

1. Die Hälfte des Nachlasses des verstorbenen Kindes erben Sie als Vater. Die andere — an sich der Mutter zustehende — Hälfte erbt die Mutter und — falls diese, wie aus Ihrer Anfrage zu entnehmen ist, verstorben ist — deren Kinder; also erben Ihre noch lebenden vier Kinder aus erster Ehe zusammen ½ des Nachlasses, jedes Kind also ⅛. — 2. 3000 Papiermark hatten am 15. 3. 1922 den Wert von 51 Goldmark

Versicherung.

Unter welchen Voraussetzungen erfolgt Beitragserstattung in der Angestelltenversicherung, wenn eine weibliche Angestellte stirbt?

Beim Tode weiblicher Versicherter erfolgt gemäß § 46 AVG. auf Antrag eine Beitragserstattung unter folgenden Voraussetzungen: 1. die Anwartschaft muß aufrechterhalten und die Wartezeit für das Ruhegeld wegen Berufsunfähigkeit erfüllt sein (60 Beitragsmonate). 2. Die Versicherte darf nicht in den Genuß des Ruhegeldes gekommen sein, und es darf kein Anspruch auf Hinterbliebenenrente bestehen. 3. Die Versicherte darf nicht auf Grund einer eigenen Lebensversicherung von ihrer Beitragshälfte befreit gewesen sein. Erstattet wird die Hälfte der für die Versicherte ab 1. Januar 1924 geklebten Beiträge. Für Beiträge aus der Zeit vor dem 1. Januar 1924 erstattet die Reichsversicherungsanstalt freiwillig 30 RM, wenn mindestens 30 Beitragsmonate von der gesamten Wartezeit vor dem 1. Januar 1924 zurückgelegt sind. Anspruchsberechtigt sind nacheinander: Der Ehegatte, die Kinder, Vater, Mutter, Geschwister. Voraussetzung ist aber, daß diese zum Haushalt der Versicherten gehört haben oder von ihr wesentlich unterhalten worden sind. Antragsfrist: ein Jahr.

C. 100.

Unter welchen Voraussetzungen kann die Ausstellung eines Wandergewerbescheins versagt werden?

Gemäß § 57 der Gewerbeordnung ist der Wandergewerbeschein zu versagen: 1. wenn der Nachsuchende mit einer abschreckenden oder ansteckenden Krankheit behaftet oder in einer abschreckenden Weise entstellt ist; 2. wenn er unter Polizeiaufsicht steht; 3. wenn er wegen strafbarer Handlungen aus Gewinnsucht, gegen das Eigentum, gegen die Sittlichkeit, wegen vorsätzlicher Angriffe auf das Leben und die Gesundheit der Menschen, wegen Land- oder Hausfriedensbruchs, wegen Widerstandes gegen die Staatsgewalt, wegen vorsätzlicher Brandstiftung, wegen Zuwiderhandlungen gegen Verbote oder Sicherungsmaßregeln, betreffend Einführung oder Verbreitung ansteckender Krankheiten oder Viehseuchen, zu einer Freiheitsstrafe von mindestens drei Monaten verurteilt ist, und seit Verbüßung der Strafe drei Jahre noch nicht verflossen sind; 4. wenn er wegen gewohnheitsmäßiger Arbeitsscheu, Bettelei Landstreicherei, Trunksucht übel berüchtigt ist.

Wildschaden.

Wie kann ich mich dagegen schützen, daß Hasen und Kaninchen meine Obstbäume benagen?

Ein Mittel gegen den Hasenfraß ist Umkleidung der Stämme mit einer Drahthose oder auch Dorngesträuch, das durch Weidenruten oder Stricke zusammengehalten ist.

Unsere Leser schreiben

Meine Kinder zanken sich

Wer mehrere Kinder hat, wird gewiß immer einmal erleben, daß eine Meinungsverschiedenheit, ein Streit entsteht. Das braucht man nicht tragisch zu nehmen. Kinder müssen sich austoben und sollen sich ruhig ab und zu „verhauen". Ich schicke das voraus, damit die Leser nicht denken, ich will Duckmäuser oder Engel aus meinen Kindern machen. Ich habe aber, wie ich glaube, wirklich Anlaß zu Sorge. Mein ältester Junge ist 13 Jahre, die beiden Jüngeren sind 8 und 9 Jahre. Nun beobachte ich seit Monaten, daß die beiden Kleinen zusammenhalten gegen den Größeren. Der Aelteste ist eigentlich nie unfreundlich mit ihnen gewesen. Er ist der Ruhigste und Vernünftigste von den dreien und lernt auch in der Schule am besten. Ich kann mir nicht erklären, warum die Kleinen sich nicht von ihm helfen lassen. Während die beiden sich immer helfen und sich nie gegenseitig bei Erwachsenen anschwärzen, legen sie es darauf an, den Großen hereinzulegen. Ich habe dabei mehrfach sogar Unehrlichkeit beobachtet. Wie soll ich mich verhalten? Mein Mann sagt „In Ruhe lassen, das wächst sich aus. Aber ich kann nicht ruhig zusehen, wie die Geschwister sich so häßlich behandeln. Wer hat bei seinen Kindern oder im Geschwisterkreis Aehnliches erlebt? Eine Mutter.

Mein Mann hat einen anderen Geschmack

Ich möchte in Ihrer Spalte „Der Leser schreibt uns" einmal etwas erörtern, was auf den ersten Blick unwichtig erscheint, aber doch vielleicht andere Leser und vor allem Leserinnen interessieren wird. Mein Mann hat einen ganz anderen Geschmack als ich. Daher entsteht jedesmal, wenn ich mir etwas Neues kaufe, ein Kampf. Mein Mann kann sich z. B. nicht an neue Formen gewöhnen. Er findet immer meine alten Sachen gut. Ich kann aber doch nicht wie eine Vogelschuche herumlaufen, und ein bißchen will man doch auch nach der Mode gekleidet sein. Wer kann mir aus ähnlichen Erfahrungen einen Rat erteilen.

Mein Mann geht wieder an seinen Stammtisch!

Liebe kleine, dumme Frau!

Ja, lassen Sie es sich von einer alten Ehefrau und Mutter ruhig sagen: Sie sind ein kleines Dummchen. Glauben Sie, daß man in irgendeiner Ehe mit „Krach" und „Vorwürfen" irgend etwas Gutes erreicht? — Niemals, mein Kind! Im Gegenteil... man verdirbt es mit seinem Manne damit leicht ganz und gar, man verscherzt sich vielleicht seine große und aufrichtige Liebe, oder man nimmt dieser Liebe wenigstens allen Schwung und alle Freude! Erzwingen, kleine Ehefrau, läßt sich bei den meisten Männern absolut nichts! — Versuchen Sie es einmal mit Bitten und mit Lachen, Ihrem Mann zur Verlegung seines Stammtischabends von Sonnabend auf einen anderen Abend in der Woche zu bewegen. Aber wenn seine anderen Kollegen nun auch mal den Sonnabendabend auserkoren haben, so wird es Ihrem Manne beim besten Willen nicht möglich sein, da irgend etwas zu ändern. Seien Sie vernünftig, Kleine, seien Sie ein bißchen verständnisvoll ... sehen Sie, ein Junggeselle, der heiratet, gibt sowieso den größten Teil seiner Freiheit für die geliebte Frau auf! — Also sagen Sie sich, daß Sie ja Ihren Mann an jedem Abend der Woche und den ganzen lieben Sonntag über haben ... nehmen Sie sich auch für den Sonnabendabend etwas vor ... besuchen Sie Ihre Eltern, die sich darüber freuen werden, oder gehen Sie zu einer Freundin, deren Mann vielleicht auch am Sonnabend seinen Kollegenabend hat! — Machen Sie sich nicht das Leben mit solchen kleinen, unbedeutenden Dingen schwer ... für ein wenig Entgegenkommen in dieser Beziehung wird Ihnen Ihr Mann dankbar sein und Sie nur noch lieber haben!

Eine längst Verheiratete.

Diese schöne, große Puppe

*steht, sitzt, schläft, **ruft Mama, aus hautfarbigem Ledertuch, abwaschbar und unzerbrechlich. Schulter, Ellbogen, Hand- u. Beingelenk, bewegl. Handgearbeit.** kindlicher **Charakterkopf** aus Preß-Stoff **mit leuchtenden Kristall-Augen,** weißen Zähnen, echten Haarwimpern, Zöpfe oder Bubikopf, **entzück. Trägerkleid mit Mütze, extra Jacke u. Unterkleid,** alles zum An- und Ausziehen.*

60 cm 73 cm 87 cm
6.85 7.85 9.25

alles einschließlich Porto und Verpackung per Nachnahme. — Kein Risiko, bei Nichtgefallen Geld voll zurück.

Mit echtem kämmbaren, seidig weichen Menschenhaar und mit den neuen Schelmenaugen, die nicht nur schlafen, sondern auch links und rechts schelmisch blicken können, nur RM 2.90, 3.25 u. 3.50 mehr je nach Größe

Dieses neue Daumenlutscher-Baby

*schläft, sitzt, steht, **ruft Mama,** aus hautfarbigem Trikot, daher ganz **weich, leicht** (300 Gramm) **und unzerbrechlich, beweglichen Celluloid-Baby-Kopf mit Schelmenaugen,** die nicht nur schlafen, sondern auch nach **links und rechts** blicken können, gemaltes Haar, **Baby-Strick-Kleidung,** einschließlich Porto und Verpackung . . . . . .*

50 cm groß **9.50 RM.**

Die richtige Puppe auch für das kleinste Kind.
Wer Preis u. Qualität vergleicht, kauft eine Luta-Puppe!
Bestellen Sie sofort, wenn auch später lieferbar, direkt bei
Werner Luthardt-Idel, Steinach 68, Thür. Wald. Luta-Puppen-Fabrikation und Versandhaus
Tausende von Kindern spielen mit Luta-Puppen.
„Echte deutsche Wertarbeit, die sich in der ganzen Welt sehen lassen kann", schreibt Polizeioberinspektor E. Magni, Berlin, Thiemannstr. 22, am 23. November 1934.

Jeder Bezieher der

„Ostpreußischen Sonntagspost"

— aber **nur der Versicherungs-Ausgabe A** zum monatlichen Bezugspreis von RM 0.80 frei Haus — und eine zum gleichen Haushalt gehörige mitversicherte Person sind versichert bei der

Deutscher Lloyd Lebensversicherungsbank AG Leipzig
Markt 2 (Lloydhaus)

I. Bei Versicherung in Versicherungsgruppe I:
Bei Unfall mit

je RM 1000.— für den Abonnenten und eine zum gleichen Haushalt gehörige mitversicherte Person für den Fall des Todes nach einmonatigem ununterbrochenen Abonnement,

je RM 2000.— für den Abonnenten und eine zum gleichen Haushalt gehörige mitversicherte Person für den Fall der Vollinvalidität nach einmonatigem ununterbrochenen Abonnement.

II. Bei Versicherungen in Versicherungsgruppe II:
a) Bei Unfall mit

je RM 500.— für den Abonnenten und eine zum gleichen Haushalt gehörige mitversicherte Person für den Fall des Todes nach einmonatigem ununterbrochenen Abonnement,

je RM 1000.— für den Abonnenten und eine zum gleichen Haushalt gehörige mitversicherte Person für den Fall der Vollinvalidität nach einmonatigem ununterbrochenen Abonnement;

b) mit einem Sterbegeld von

je RM 50.— für den Abonnenten und eine zum gleichen Haushalt gehörige mitversicherte Person nach einjährigem ununterbrochenen Abonnement.

Anmeldefristen (Meldungen an den „Deutschen Lloyd"): Für Unfälle längstens 14 Tage, für tödliche Unfälle drei Tage. Unverzüglich spätestens am vierten Tage nach dem Unfall ist ein approbierter Arzt zuzuziehen. Sterbefälle sind unverzüglich anzumelden.

Jeder Abonnent erhält **auf Anfordern** einen numerierten Versicherungsausweis, in dem die Versicherungsbedingungen abgedruckt sind, die über alle Voraussetzungen der Versicherung Aufschluß geben. Die Versicherungsbedingungen können außerdem vom Verlag oder von der Deutscher Lloyd Lebensversicherungsbank A.-G., Leipzig C 1, Markt 2, bezogen werden.

Für Ihr Töchterchen eine Original-Zitzmann-Puppe!

82 cm groß, **unzerbrechlich, abwaschbar,** läuft, sitzt, schläft (natürl. Wimpern), spricht „Mama", prächtige Zöpfe (auf Wunsch Bubi). Reizendes licht- und waschechtes Kleidchen aus bestem, zartgeblümten Kleiderstoff, modernes Mäntelchen und Hütchen, Ia Unterwäsche aus Hemdentuch

Alles zum An- und Ausziehen
72 cm groß nur RM 7.25
60 cm groß nur RM 6.50 per Nachnahme, einschließlich Porto und Verpackung.

8.50 RM

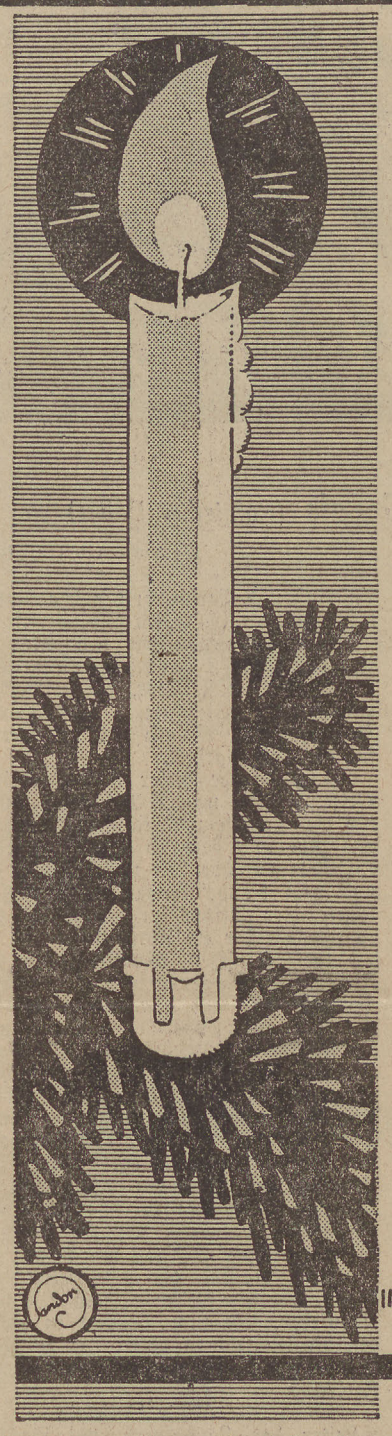
Wird echtes kämmbares Haar gewünscht:
Aufschlag: Zöpfe RM 3.50, 3.—, 2.50
Bubi RM 2.75, 2.50, 2.—

Kein Risiko: Geld zurück bei Nichtgefallen!

Ad. Franke, Keutschen, Weißenfelser Land, schreibt am 5. 12. 34: ... alles ist entzückt über diese schöne Puppe. Meine größte Anerkennung. Sie können stolz sein auf diese Leistung!

Heute bestellen!

Emil Zitzmann Puppenfabrik **Steinach** H 32 Thür. Wald



Ein bleibendes Geschenk

für Sie selbst und Ihre Familie: Eine Kapitalversicherung!

Beispiel: (täglich 10 Pfg.)

Eintrittsalter	30 Jahre
Versicherungsdauer	20 Jahre
Monatlicher Beitrag	RM 3.20

Versicherungsleistungen:

im Erlebensfall	RM 789.—
oder im Todesfall	RM 657.—
oder bei Unfalltod	RM 1314.—

*

Beispiel: (täglich RM 1.—)

Eintrittsalter	30 Jahre
Versicherungsdauer	25 Jahre
Monatlicher Beitrag	RM 30.50

Versicherungsleistungen:

im Erlebensfall	RM 10 800.—
oder im Todesfall	RM 9 000.—
oder bei Unfalltod	RM 11 000.—

Deutscher Lloyd Lebensversicherungsbank AG Leipzig
Markt 2 (Lloydhaus)

Mitglied der Wirtschaftsgruppe Privat-Versicherung

Fleißige Mitarbeiter jederzeit **gesucht.** Geschäftsst. Königsberg, **Tragh. Pulverstr. 20**

RADIO
SÄMTL. TYPEN
TEILZAHLUNG
EHESTANDSDARLEHEN
REPARATUR-WERKSTATT
ANTENNENKELLER
Mühlengrund 8

Gallensteine Nieren- Leber- Magenschmerz **Axy-Tee**
wirksames Naturmittel M 2.- Otto Kretzschmar, Leipzig N 22

EISU Stahl-Holz-**Betten** Schlafzim. Kinderbetten, Stahlfeder- u. Auflegematr. an alle Teilzahlg. Katal. frei. Eisenmöbelfabrik Suhl/Th.

Nur 2.90

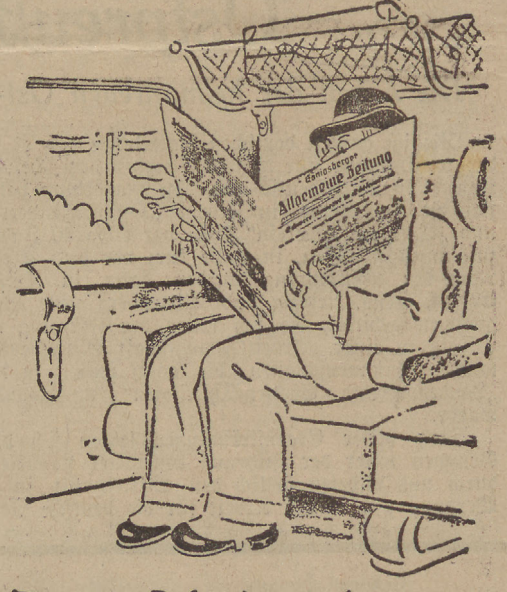
Gummi-Schuhe
unverwüstlich, für Herren und Damen Gr 36-46 M 2.90 f. Kind. Gr. 23-35 „ 2.50 Gar.: Umtausch od. Geld zk. Illustr. Katalg. gratis
Gummi-Medico
Nürnberg A 10

Große Auswahl Spielwaren, Baumschmuck u. tausende andere Geschenke. Katalog umsonst an jedermann.
EMIL JANSEN Solingen-Wald 56.

Alle Musik von Hess Klingenthal 219 Grosser Katalog gratis! 20000 Dankschreiben

Bandonen 10 Tast. M 8.— 21 Tasten 4 Bässe . M. 12.50
Pianoharmonikas 21 Tasten 8 Bässe . M. 27.— 25 Tasten 12 Bässe . M. 35.— Katalog gratis
H. SUHR, Neuenrade 18

Kopf-Kissen gebrauchsfertig aus kräftigem weißen Linon, mit Festonrand (Bogenkissen) Gr. 80/80 cm, Stückpreis nur **M. 1.25** Versand gegen Nachnahme. Umtausch oder Geld zurück. Illustr. Wäschezeitg. kostenlos. **Textil Wündisch Augsburg 221**



Der Reisende -

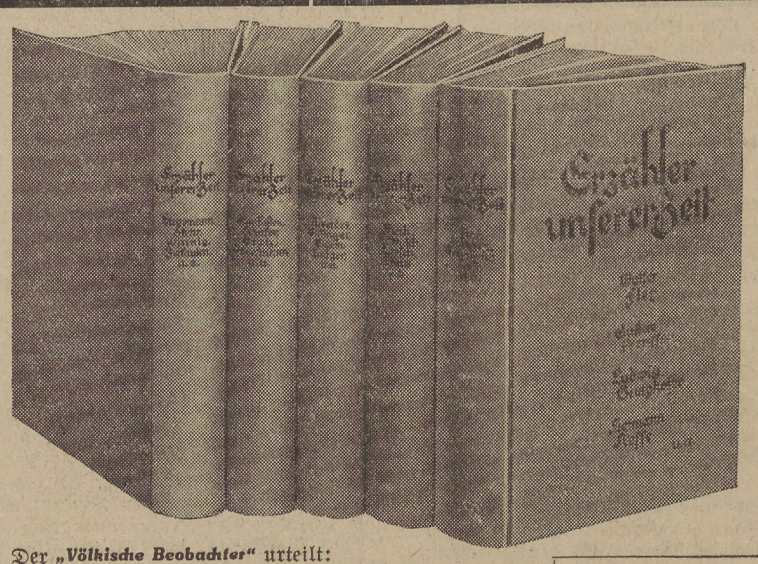
also jeder, der aus beruflichen Gründen „viel auf der Achse sitzt", verkürzt sich gern die Fahrzeit durch die Lektüre einer guten Tageszeitung. — Reisende in Ostpreußen lesen gern die „Königsberger Allgemeine Zeitung"; denn sie unterrichtet durch ihre beiden täglichen Ausgaben den Leser nicht nur schnell und zuverlässig über alle politischen und wirtschaftlichen Fragen, sondern trägt auch durch die Vielseitigkeit ihres Unterhaltungsteils mit seinen neun ständigen Beilagen den Ansprüchen des einfachen wie des verwöhntesten Lesers Rechnung.

Verlangen auch Sie bitte auf allen Bahnhöfen die neueste Ausgabe der

„Königsberger Allgemeinen Zeitung"

Bei Kopfschmerzen Grippe, Rheuma, Muskel- u. Nervenreißen kaufen Sie in der Apotheke sofort **Herbin Stodin** welches unschädlich ist und das Herz nicht angreift.
H.O. ALBERT WEBER, MAGDEBURG
DIMETH.-ACID.-PHENYL.-DIMETHAC.-AMYL. 10 Tabl. 0.60 20 Tabl. 1.05

Schreiben Sie sofort und verlangen **gratis Preisliste** bezw. bemustertes Angebot über meine echten **Matrosen-Kinder-Anzüge, Kleider** und **Mäntel.** (Alter, Körpergr., Scheitel bis Fußsohle, Knabe od. Mädchen angeben.) **Marine-Offizierstuche, Yachtklubsergen,** licht-, luftseecht, farbige Kammgarnstoffe (auch Reste). Trikot, Cord usw für Anzüge, Kostüme, Kleider, bei 3—4 monatl. Ratenzahlung, ohne Anzahlung.
Kieler Marine-Versandhaus Bernhard Preller, Kiel 265



Die Bücherreihe echt deutschen Schrifttums!

Erzähler unserer Zeit
Herausgegeben von Dr. Rudolf Ramlow
Presseleiter der NS Kulturgemeinde
5 starke Leinenbände (1900 Seit.) in Geschenkkassette RM **17.50**
Auf Wunsch zahlbar in Monatsraten (ohne Aufschlag) von **nur 2 Mark.**

Der *„Völkische Beobachter"* urteilt:
... drei Gruppen von Dichtern sind mit guten Namen vertreten, Namen, deren man sich gern erinnert, Namen, die man aus dem täglichen Leben des geistigen Deutschland kennt, und Namen, die man sich gern für die Zukunft einprägen will. Um Beispiele zu nennen: Die erste Gruppe mit den Brüdern Gerhart und Carl Hauptmann, Hermann Sudermann, Diedrich Speckmann, Ricarda Huch, Gustav Frenssen, Ludw. Ganghofer u. a., die zweite Gruppe mit Steguweit, Stehr, Zerkaulen, Karrasch, Kutzleb, Britting, Alverdes und vielen anderen, die letzte mit Erich Brauntlacht, Roman Hoppenheit, Gustav Faber, Hans Jünast, Gerhard Ramlow, Heins Oskar Schäfer u. a. Ramlows Werk schließt: Eine Brücke zwischen Dichter und Volk soll dieses Sammelwerk sein. Die Dichter haben sie beschritten — mögen viele Volksgenossen als Leser dasselbe tun. **Diesem Wunsche kann man sich von ganzem Herzen anschließen.**

Ausschneiden und einsenden an
Buchhandlung Kultur-Spiegel, Leipzig O 5

Ich erbitte ausführliches Prospekt-Angebot mit genauer Inhaltsangabe der Kassette „E. u. Z. — Ohne jede Verbindlichkeit. Genaue Anschrift:

.....

.....

.....

Schenkt Stricker-Fahrräder!

Der diesjährige Weihnachtsprospekt bringt f. jed. Geldbeutel etwas. Noch heute enfordern. Kinderräder preisw.
E. & P. Stricker, Fahrradfabrik
Brackwede-Bielefeld 227

Ansichtskarten Billig!
50 Blumenkart. 0.65
50 Künstlerkart. 0.55
50 Geburtstagsk. 0.75
50 Landschaftsk. 1.—
50 ff. Witzkarten 0.90
50 Weihnachtsk. 0.75
50 Neujahrskart. 0.75
50 Neuj.-Schriftk. 0.90
Schreib- u. Kurzwaren billig. Katalog gratis.
HANS TANNEN, Gronau 139 (Westf.)

Mehr Kunden gewinnen! Mit Werben beginnen!